

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien
20_2 | 2014

fzg

Affect Studies –
Politik der Gefühle

fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Affect Studies – Politik der Gefühle

Inhalt

<i>Ursula Degener/Andrea Zimmermann</i> Politik der Affekte	5
Aufsätze	
<i>Benno Gammerl/Volker Woltersdorff alias Lore Logorrhöe</i> „Sie ham mir ein Gefühl geklaut ...“ – Queer-feministische Perspektiven auf Bewegungen zwischen Sex und Gefühl	27
<i>Sebastian Winter</i> Das Unbewusste sitzt im Fleisch – Einige psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zum affective turn in der Geschlechterforschung	43
<i>Doris Allhutter/Roswitha Hofmann</i> Affektive Materialitäten in Geschlechter-Technikverhältnissen – Handlungs- und theorie-politische Implikationen einer antikategorialen Geschlechteranalyse	59
<i>Birgit Sauer/Otto Penz</i> Affektive Subjektivierung: Arbeit und Geschlecht	79
Gespräch	
Affect/Emotion: Orientation Matters	97
<i>A Conversation between Sigrid Schmitz and Sara Ahmed</i>	
Rezensionen	
<i>Anna Schreiner/Christa Binswanger</i> „Depressed? It Might Be Political!“	111
<i>Rezension zu Ann Cvetkovich (2012): Depression – a public feeling.</i>	
<i>Rubina Haider</i> Von belebter Intersektionalität und wilder Transdisziplinarität	115
<i>Rezension zu Mel Y. Chen (2012): Animacies. Biopolitics, Racial Mattering, and Queer Affect.</i>	

Autor_innen	121
Übersicht der bisher erschienenen Titel der <i>Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien</i>	124
Übersicht der Ausgaben der Vorläuferin <i>Freiburger GeschlechterStudien</i>	125
Anzeigen.....	127

Ursula Degener/Andrea Zimmermann

Politik der Affekte

Im Kurzfilm „The Alphabet of Feeling Bad“ (2012) erläutert die Wissenschaftlerin und Aktivistin Ann Cvetkovich in Form eines experimentellen Interviews mit der Berliner Filmemacherin Karin Michalski Begriffe von A bis Z, die im Zusammenhang mit alltäglichen, scheinbar individuellen und negativ bewerteten Gefühlen stehen. Solche meist ‚negativ‘ konnotierte Gefühle (zum Beispiel Scham, Apathie, Überforderung, Ausweglosigkeit, Erschöpfung, Desillusion) werden dabei ebenso wie das Phänomen der Depression (Cvetkovich 2012) politisiert und zur Neuverhandlung freigegeben. Das Interview findet in einem Setting statt, das auf Tracey Enims Installation „My Bed“ (1998) anspielt: ein unordentliches Bett, übersät von Spuren des alltäglichen Gebrauchs, das damit zum Zeichen für das Durchleben einer persönlichen Krise wird. Im Verlauf des Kurzfilms wird deutlich, dass eine umfassende Systematik von Gefühlen und Affekten, wie sie von einem Alphabet zunächst erwartet werden könnte, hier nicht geleistet werden soll und darüber hinaus auch nicht gelingen kann. Vielmehr zeigt sich, dass die genannten Begriffe als Werkzeuge verstanden werden, die Empfindungen eine jeweils kontextspezifische und intersubjektiv verhandelbare Bedeutung zuweisen. Diese Vermittlung arbeitet stets mit einem performativen Zitieren, Erneuern und gegebenenfalls auch Umarbeiten gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und kultureller Vorannahmen von Gefühlen. Der Film greift zentrale Aspekte, Begriffe und Herangehensweisen der Affect Studies auf, einer um die Jahrtausendwende in den USA aus queer-feministischen Zusammenhängen entstandenen Theoriebewegung.

„The Alphabet of Feeling Bad“ dient der Einleitung zu diesem Band als assoziativer Rahmen. Ausgehend von den einzelnen Begriffen dieses Alphabets lassen sich erstens zentrale Thesen der Affect Studies thematisieren, wobei in Übereinstimmung mit Cvetkovich auf den stets vorläufigen und fragmentarischen Charakter einer solchen Einführung verwiesen werden muss. Zweitens lässt sich im Sinne der als Begegnung inszenierten Performance aufzeigen, inwiefern sogenannte ‚negative‘ Gefühle eben nicht nur einer privaten und individuellen Dimension zuzurechnen sind, sondern in Begegnungen, also intersubjektiv entstehen und als Machtmodi wie auch als Machteffekte lesbar sind. Eine nicht identitätspolitische, aber dennoch kollektive Wahrnehmung dieser Erfahrungen kann den Blick auf gesellschaftspolitische Ursachen und Folgen lenken, die im Neoliberalismus mit der Privatisierung und Individualisierung sozialer Schicksale identifizierbar sind: Die unternehmerische Anrufung suggeriert, jeder sei an seinem Unglück selbst schuld, das Individuum allein verantworte nicht nur sein Glück, sondern auch seine seelische Gesundheit (vgl. bspw. Bröckling 2008: 83).

Eine Frage des Begriffs?

Um Differenzierung zwischen sich intersubjektiv ereignenden Gefühlen und von kulturellen Vorannahmen geprägten Gefühlsmustern ringen die *Affect Studies* auch im Hinblick auf Terminologien. Brian Massumi, ein politischer Philosoph, untersucht Mitte der 1990er Jahre im Rahmen seiner Übersetzung von Guattaris und Deleuzes „Milles Plateaux“ (1987[1980]) den Einfluss Spinozas auf die französischen Denker. Er greift auf den niederländischen Philosophen der frühen Neuzeit zurück, um ‚Affekt‘ von ‚Emotion‘ zu unterscheiden. Massumi (1995: 86f) trennt ‚Affekt‘ als präreflexive, körperliche Bewegung und Intensität einer Gefühlsregung von einer stärker subjektiv-kognitiven Seite, der ‚Emotion‘, die das bereits Gefühlte sprachlich einordnet. Für Brian Massumi (2002: 28) ist Affekt „irreducibly bodily and autonomic“. Seine Betonung des Körperlichen und Präreflexiven zielt dabei gerade auch auf die analytische Fassbarkeit von unmittelbarem Erleben. Diskutiert wurde und wird sein Ansatz als Reaktion auf die Vermitteltheit poststrukturalistisches Denken, das sich als Denken in Repräsentationen begreift. Demgegenüber verspricht der Begriff des Affekts Weltnähe und Unmittelbarkeit (Adorf/Christadler 2014: 7). Auch Marie-Louise Angerer geht von diesem Zusammenhang aus, betont jedoch, es gehe um

...tiefere Schichten, die sich da bewegen. Man kann, ohne pathetisch zu klingen, behaupten, dass all dies auf die ‚Fassung des Menschen als symbolischem Wesen‘ abzielt, das in s/einer Sprache wohnt, auch wenn diese ihm nicht heimisch ist. Die psychoanalytische Fassung des Menschlichen hat mit dem Begriff des Begehrens diese Ex-zentrik klar betont. Das Affektive scheint nun so etwas wie ein Versprechen zu beinhalten, diese Gespaltenheit zu überwinden, indem das Fremde des Körpers als natürliche Basis eingeholt werden soll. (Angerer 2006: 9f.)

Auch die Debatte um den sogenannten *new materialism*¹ (Coole/Frost 2010, Barrett/Bolt 2013) ist hier einzuordnen, eine Theoriebewegung, die sich im Rahmen einer Poststrukturalismuskritik der Fixierung auf Diskurse entgegenstellt und Grenzen zwischen lebender und unbelebter Materie, zwischen Mensch, Tier und Technik in Zweifel zieht (vgl. van der Tuin 2011; zur Diskussion um „post-humanism“ Barad 2003 und Angerer 2007; vgl. auch die Rezension zu Chen in diesem Band).

Der Begriff der Emotion² sei im Gegensatz zu Affekt dazu privilegiert, das Ergebnis der Transformation einer nicht-bewussten, affektiven Erfahrung in eine benennbare und damit kulturell und gesellschaftlich geprägte Bezeichnung zu fassen, meint Deborah Gould, wenn sie schreibt:

An emotion, in other words, squeezes a vague bodily intensity or sensation into the realm of cultural meanings and normativity, systems of signification that structure our very feelings. (Gould 2010: 27)

Massumi, der auch von Gould als Referenz für eine solche Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion herangezogen wird, stellt diese in seinen späteren

Veröffentlichungen allerdings selbst infrage, da der Affekt dem Denken der Unterscheidung von Kognition und materiellem Erleben immer schon vorausgehe (Massumi 2013).

Grundsätzlich kritisch äußert sich Sara Ahmed zu einer definitiven Unterscheidung von Affekt und Emotion. Wie sie auch in dem hier veröffentlichten Interview betont, ist eine entsprechende Differenzierung kaum aufrechtzuerhalten, wenn man davon ausgeht, dass jede scheinbar individuelle Empfindung im Kontext vorangegangener Empfindungen gelesen und gedeutet wird (vgl. Ahmed 2004: 6). Gefühle – diesen Ausdruck bevorzugt sie aufgrund seiner Allgemeinheit und Alltäglichkeit – hängen wesentlich mit Urteilen über Wert und Wichtigkeit von Objekten und Ideen zusammen und sind unterdessen eng verknüpft mit körperlichen Reaktionen, die uns in die eine oder andere Richtung bewegen – oder mit denen wir Andere(s) bewegen (vgl. Ahmed in diesem Band). Gleichzeitig sind diese Reaktionen immer schon im Zusammenhang mit zirkulierenden Gefühlen zu lesen, wie sie jeden Kontext bestimmen. Gefühle sind demnach nicht subjektiv, sondern responsiv.

Sara Ahmed kritisiert in diesem Zusammenhang die aktuelle Prominenz des Begriffs Affekt in zweierlei Hinsicht: Zum einen läuft diese Konzeption des Gefühls als Affekt Gefahr, auf den Aspekt der Begegnung von Körpern reduziert zu werden, anstatt diesen Aspekt gleichwertig mit der psychischen Dimension von Intersubjektivität zu verbinden. Zum anderen droht mit Blick auf die Unterscheidung von Emotion/Affekt ein Wiedererstarken der vieldiskutierten Dichotomie intentional/nicht-intentional (vgl. Ahmed in diesem Band). Goulds Unterscheidung kann allerdings von analytischem Wert sein, wenn gleichzeitig die damit verbundene und aus feministischer Perspektive zu kritisierende Unterscheidung zwischen einer körperlich-affektiven und einer kognitiv-emotionalen Dimension problematisiert wird. In diesem Sinne formulieren auch Melissa Gregg und Gregory Seigworth (2010: 3): „In practice, then, affect and cognition are never fully separable – if for no other reason than that thought is itself a body, embodied.“ Das vor diesem Hintergrund vielleicht verwunderliche Bestreben, dem Begriff des Affekts in einer queer-feministischen Theoriebildung Raum zu geben, lässt sich sicherlich auf das Anliegen zurückführen, der Materialität des Körpers größere Aufmerksamkeit zu schenken, die im Zuge des Poststrukturalismus, so die wohlbekannten Vorwürfe, zu sehr aus dem Blickfeld geraten sei (vgl. Baier/Binswanger/Häberlein/Nay/Zimmermann 2014: 12f.).

Ann Cvetkovich, die ihre Arbeiten explizit im Kontext der *Affect Studies* verortet, wählt aus diesen Gründen für ihre Ausführungen den allgemeineren Begriff des *Gefühls* (*feeling*). Im Rahmen des filmisch inszenierten Alphabets hebt sie die Absicht der *Affect Studies* hervor, mit Hilfe eines neuen Vokabulars bestimmte bisher ausgeblendete oder vernachlässigte Aspekte von Gefühlen in den Vordergrund zu stellen. So steht im *Alphabet* der Buchstabe *F* für *feeling bad* und Cvetkovich erläutert hierzu, dass einfache Begriffe am ehesten ein gemeinsames Nachdenken über Gefühle ermöglichen. Mit *feeling bad* kann nicht nur die Alltäglichkeit negativer Gefühle benannt werden, wie Cvetkovich in ihrem Buch „*Depression. A Public Feeling*“ (2012; vgl. dazu auch Binswanger/

Schreiner in diesem Band) herausarbeitet. Vielmehr trägt eine solche Begriffspolitik auch zu einer Entpathologisierung negativer und scheinbar individueller Gefühle bei und bringt bei der Ursachenforschung jenseits von biochemischen Störungen gesellschaftliche Strukturen ins Spiel (Cvetkovic 2012: 14). Schon das Setting des Films unterläuft die Trennung von privat/öffentlich: Cvetkovich sitzt auf einem Bett, dem privatesten Umfeld, das wir kennen, und lässt sich für einen öffentlich vorzuführenden Film interviewen. Und auch wenn sie sich als Person zur Verfügung stellt, so taucht sie in dieses Setting nicht ein, sondern bleibt distanziert und nutzt es lediglich als Kulisse: Sie tritt auf als eine Person, die uns und andere zum Abstandnehmen und Nachdenken über die (gesellschaftlichen) und damit geteilten Hintergründe unserer scheinbar individuellen Gefühle einlädt. Die Begriffe des Alphabets operieren auf diesen unterschiedlichen Ebenen: Das Nachdenken über Strukturen des Kapitalismus (*Capitalism*) steht neben einer Reflexion über *Depression* und die Alltäglichkeit negativer Gefühle (*Everyday*). „The Alphabet of Feeling Bad“ ruft große Emotionen auf, wie Melancholie und Scham, die gerade im queer-feministischen Diskurs Gegenstand zahlreicher theoretischer Diskussionen waren und sind und stellt sie darüber hinaus neben vermeintlich unmittelbare körperliche Ausdrücke von Empfindungen wie Gähnen (*Yawn*) als Ausdruck von Müdigkeit oder Langeweile. So bleibt die alphabetische Aufzählung im Film unabgeschlossen, in sich widersprüchlich, Kreuzungspunkt von Interpretationen, Empfindungen und Erzählungen. Oder wie es Melissa Gregg und Gregory Seigworth formulieren (2010: 3): „There is no single, generalizable theory of affect: not yet, and (thankfully) there never will be.“

Queer-Feministische Genealogien eines ‚Affective Turn‘

Wenn es auch nicht *die eine* Ursprungserzählung und nicht *die eine* Theorie der Affekte gibt, so lassen sich doch besonders prägende Einfüsse benennen. Auch das *Alphabet* knüpft über Begriffe wie *Feminist Killjoy*³ und *Queer* zahlreiche Verbindungen zur queer-feministischen Bewegung und Theoriebildung und widerspricht damit der Ausrufung eines ‚Affective Turn‘, wie er bspw. durch Patricia Clough (2007) mit ihrem gleichnamigen Buch verkündet wird⁴. Theoretiker_innen wie Cvetkovich (2012: 28,133), Ahmed (vgl. in ds. Band), Hemmings (2005) und auch Publikationen im deutschsprachigen Raum (vgl. Baier/Binswanger/Häberlein/Nay/Zimmermann 2014) betonen im Gegensatz zu der Behauptung eines ‚Affective Turn‘ die Notwendigkeit, das neu aufgekommene Interesse an Affekten und Gefühlen in Kontinuitäten zu denken: Das Reflektieren von Gefühlen hat nicht nur eine lange philosophische und ästhetische Tradition,⁵ sondern es ist im Zusammenhang mit Fragen von Politik und sozialem Wandel seit jeher auch ein zentrales Anliegen des Feminismus, galt es doch der Privilegierung männlich konnotierter Rationalität etwas entgegenzusetzen und darüber hinaus eben die Dichotomie von Vernunft und Gefühl als eine zentrale Grundlage androzentrischer Machtverhältnisse zu unterlaufen.⁶ Konzentrierten sich bisherige Umsetzungen dieser Kritik am Denken in

Dualismen auf die Rehabilitierung der bis dahin abgewerteten Dimensionen wie Gefühl, Subjektivität und Privatheit, so lassen sich im Rahmen der Affect Theory neue Ansätze beobachten, dualistische Strukturen zu überwinden. So stellt etwa Lauren Berlant (2008: 8f.) mit dem Begriff der „intimate public“, der intimen Öffentlichkeit, ein Konzept vor, das die Nichttrennbarkeit der Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit zum Ausdruck bringt und knüpft damit an die feministische Erkenntnis der Strukturiertheit selbst intimster Verhältnisse durch Macht an, wie sie auch im bekannten Slogan ‚Das Private ist politisch‘ bereits in den 1970er Jahren ihren Ausdruck fand.

In der Tradition der feministischen Standpunkttheorie (Haraway 1991; Harding 1991; Hartsock 1998; Hill Collins 2000; vgl. auch Mies 1978) greifen die Affect Studies weiterhin das Anliegen auf, bislang anerkannte Normen wissenschaftlichen Arbeitens als metatheoretischen Objektivismus zu entlarven. In diesem Zusammenhang wird auch die Frage, wie biografische Erfahrungen in einen theoretischen Diskurs eingebracht werden können, intensiv diskutiert und sie gewinnt in den Affect Studies weiter an Dringlichkeit. Methodisch werden hier innovative Ansätze entwickelt, biografische und wissenschaftliche Reflexion miteinander zu verknüpfen und durch introspektives Schreiben gesellschaftliche Verhältnisse zu erschließen (vgl. Cvetkovich 2012; Binswanger/Schneider in ds. Band). So entstehen Texte, die alternative Strategien der Autorisierung etablieren und die poststrukturalistischen feministischen Bemühungen fortführen, ein Denken auch jenseits der Dichotomien von Macht und Widerstand zu ermöglichen, so Clare Hemmings (2005: 549f.). Auf diese Weise wird eine zirkelförmige Beziehung zwischen individuellem Erleben und gesellschaftlicher Relevanz deutlich und analysierbar.

Durch Aufgreifen des Buchtitels „Feeling backward“ von Heather Love (2007) knüpft „The Alphabet of Feeling Bad“ eine weitere Verbindung zwischen Affect und Queer Studies: Wie Love im Kontext einer virulenten Debatte um *Queer Temporality* (vgl. u. a. Edelman 2004; Halberstam 2005; Dinshaw 2007; Muñoz 2009; Freeman 2010) herausarbeitet, kann politisches Handeln nicht unabhängig von der affektiven Wirkmächtigkeit der in der Vergangenheit liegenden, durch Homophobie verursachten Verletzungen stattfinden. Anhand der Figur des ‚Angelus novus‘ von Paul Klee und den Gedanken Walter Benjamins formuliert Love: „We need to develop a vision of political agency that incorporates the damage that we hope to repair“ (2007: 151). Politisches Handeln muss demnach unter den Vorzeichen der verschiedenen zeitlichen Dimensionen stattfinden. Gegenwart lässt sich nur dann verstehen und gestalten, wenn der Geschichte Rechnung getragen wird. Dieses „archive of feelings“ (Cvetkovich 2003) ist folglich immer schon Bestandteil gemeinsamer Hoffnungen und Utopien. Mit der Benjaminschen Figur des Engels, der seinen Blick in die Vergangenheit gerichtet hält und gleichzeitig weitergeht, hat Love ein ausdrucksstarkes Bild gewählt für die scheinbar paradoxe Anforderung, die Vergangenheit nicht hinter sich zu lassen, aber auch nicht in ihr zu verharren.

Das Augenmerk auf sogenannte *bad feelings* zu lenken, ist ebenso wenig eine Innovation der Affect Studies. Vielmehr rekurren sie diesbezüglich auf Theoretisierungen von Gefühlen wie beispielsweise der Scham bei Eve Kosofsky

Sedgwick und Adam Frank (1995). Sedgwick und Frank nehmen dabei Bezug auf Sylvan Tomkins' Affekttheorie, in der Scham eine herausragende Rolle spielt, und verweisen auf das transformative Potenzial dieses Affekts, queeren Subjekten zu Erkenntnissen über soziale und körperliche Wirkungen heterosexueller Zwänge zu verhelfen (vgl. auch Probyn 2005; Munt 2008).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass es für weitere Debatten um Affekte und Emotionen zentral scheint, nicht eine programmatische Wende auszurufen, sondern vielmehr Genealogien und Kontexte von Theoriedebatten offenzulegen oder sichtbar zu belassen, die in den Affect Studies unter neuen Vorzeichen aufgegriffen werden. Auf diese Weise kann die vielversprechende Forschungsperspektive der Affect Studies unterschiedliche Kontexte und Disziplinen bereichern.

„In-Between-ness“ der Affekte: Zirkulieren in der Intersubjektivität

Mit Begriffen wie *Loneliness* und *Vulnerability* bringt „The Alphabet of Feeling Bad“ eine weitere zentrale Dimension der Affekte/Gefühle ins Spiel: die Dimension der Intersubjektivität. Wie Cvetkovich ausführt, steht *Loneliness* nicht nur für Isolation, sondern auch für das Bedürfnis nach Verbindung mit anderen. Und auch *Vulnerability* wird ganz im Sinne Judith Butlers (2009) nicht als Grund zum Rückzug von d_er Anderen gesehen, sondern vielmehr als möglicher Ausgangspunkt einer gemeinsamen Politik: Verletzbarkeit bezeugt in diesem Sinne die Abhängigkeit der Existenz von und die Verbundenheit mit anderen. In der Anerkennung eines Aufeinanderbezogenseins und Eingebundenseins in die je soziale Umgebung liegt Widerstandspotenzial gegenüber dem wirkmächtigen Subjektentwurf der bürgerlichen Moderne, der das Subjekt als autonom, undurchlässig und in sich stabil konstruiert (vgl. u.a. Maihofer 1995; Shildrick 2002) und Prozesse von Selbstaffirmation und *Othering* als Konsequenzen nach sich zieht (vgl. Maihofer 2014; Zimmermann 2013, 2014).

Affekte und Emotionen sind in diesem Zusammenhang Ansatzpunkte, die Verwiesenheit auf d_ie Andere_ offenzulegen, denn in Erfahrungen der ‚Ekstase‘, so Butler (2009: 38ff.), tritt die fundamentale Sozialität des Menschen zu Tage. Nach dieser Auffassung gibt es Erfahrungen des ‚Außer-sich-Seins‘, vermittelt durch Leidenschaft, Wut oder Schmerz (vgl. Butler 2009: 35ff.), die uns vor Augen führen, wie sehr unser Ich-Gefühl in den Bindungen zu anderen wurzelt und somit in beständiger Wandlung begriffen ist. Folglich lassen sich Affekte als zentrales Organisationsprinzip von Selbstverhältnissen und intersubjektiven Verhältnissen verstehen. Gerade mit Blick auf Affekte und Emotionen wird deutlich, wie das Selbst permanent involviert ist in einen Austausch mit anderen, der es immerzu in Bewegung und durchlässig hält. Mit Sara Ahmed lassen sich Affekte und Emotionen in diesem Sinne lesen „als Empfänglichkeit und Offenheit für die Welt anderer“ (Ahmed 2014: 189). Es ist die „in-between-ness“ der Affekte, wie sie auch Gregg und Seigworth herausarbeiten:

Affect arises in the midst of *in-between-ness*: in the capacities to act and be acted upon. Affect is an impingement or extrusion of a momentary or sometimes more sustained state of relation *as well as* the passage (and the duration of passage) of forces or intensities. That is, affect is found in those intensities that pass body to body (human, nonhuman, part-body, and otherwise), in those resonances that circulate about, between, and sometimes stick to bodies and worlds, *and* in the very passages or variations between these intensities and resonances themselves. (Gregg/Seigworth, 2010: 1; Hervorh. i. O.)

In diesem Kontext betont Ahmed, dass Gefühle nicht ‚sind‘, sondern „dass Emotionen etwas tun und dazu beitragen, dass sich Individuen aufgrund der Intensität ihrer Bindungen auf Kollektive ausrichten – oder körperlicher Raum auf sozialen Raum“ (Ahmed 2014: 186). Emotionen sind demnach aktiv an der Konstitution des Verhältnisses zwischen Psychischem und Sozialem, zwischen Individuum und Kollektiv und nicht zuletzt zwischen Selbst und Andere _r beteiligt; Ahmed (2004: 9) bezeichnet sie auch als kulturelle und soziale Praktiken. Sie geht so weit, von einem Prozess des „Zutage-Treten[s]“ individueller und kollektiver Körper“ zu sprechen (2014: 184, vgl. auch in ds. Band): Es ist das Hervortreten der klar umrissenen Konturen eines Gegenübers, aber auch des eigenen individuellen oder kollektiven Körpers aufgrund der Wirkung von Emotionen. In diesem Sinne knüpft Ahmed an psychoanalytische Traditionen an, die den/ die Andere immer als in affektive Prozesse der Projektion, Verwerfung und Einverleibung involviert betrachten (vgl. Benjamin 2002; Irigaray 1979), jedoch nicht ohne den Aspekt der Materialität und Materialisierung als zentral herauszustellen. Die scheinbar klare Grenze zwischen Innen und Außen wird, so Ahmed, im Laufe von Begegnungen zuallererst konstituiert. Dabei sind diese einzelnen Zusammentreffen nicht stets aufs Neue und somit voraussetzungslos gedacht. Einer Zirkelbewegung vergleichbar, beschreibt Ahmed, wie (affektive) Vorannahmen alle Begegnungen so vorstrukturieren, dass sie sich früher oder später geradezu zwangsläufig bestätigt finden müssen. Zugleich hebt Ahmed die Unvorhersehbarkeit der sich jeweils ereignenden Affekte hervor, sodass diese Vorannahmen eben auch modifiziert oder gar fallen gelassen werden können. Für Ahmed liegt in den Affekten somit nicht nur die Möglichkeit der Stillstellung bestimmter affektiver Strukturen. Sie können ebenso als Auslöser für Veränderung wirken. Hierbei fokussiert sie gerade im Kontext der Queer Theory, die sie zentral als ‚anti-normativ‘ begreift (vgl. Ahmed 2004: 149), sogenannte ‚negative Gefühle‘ und schreibt diesen ein Potenzial zur Anregung der Reflexion scheinbar selbstverständlicher und unhinterfragter Motivationen zu. Denn es ist das Verfehlen der Norm, was einerseits zu Unbehagen oder *discomfort* führen mag, andererseits setzt die Queer Theory Hoffnung in dieses Verfehlen, die Nicht-Wiederholung, die Verschiebung und Umarbeitung von Normen, wobei diese Hoffnung nicht als sentimental missverstanden werden darf (vgl. Ahmed 2004: 165):

Queer feelings may embrace a sense of discomfort, a lack of ease with the available scripts for living and longing, along with an excitement in the face of the uncertainty of where the discomfort may take us. (Ahmed 2004: 155)

Emotionalität für Ahmed ist eine Offenheit für die Welt d_er Anderen, ein Potenzial der Entgegnung und Empfindsamkeit füreinander. Somit ist die Fokussierung auf Affekte und Emotionen auch verbunden mit dem queer-feministischen Anliegen, der wirkmächtigen Imagination des modernen autonomen Subjekts etwas entgegenzustellen und Raum zu schaffen für alternative Entwürfe von Subjektivitäten, Selbstverhältnissen und intersubjektiven Verhältnissen.

Materialität der Affekte

Wie bereits angesprochen, rücken die Affect Studies neben der psychischen auch die materielle Dimension von Körpern ins Zentrum der Aufmerksamkeit, im „Alphabet of Feeling Bad“ ausgedrückt beispielsweise im Stichwort „Yawn“. Während Emotionen im Rahmen dieser Debatte stärker mit bewussten Gefühlszuständen verbunden werden, verweisen Affekte darüber hinaus auf einen unvermittelten Zugang zum Subjektiven unter Berücksichtigung vor-bewusster und vor-individueller körperlicher Reaktionen. Gleichzeitig wird über *affects* jedoch die Kontextgebundenheit der Gefühle im sozialen Raum aufgerufen: als intersubjektiv ausgelöst, beobachtbar und verhandelbar. Folglich stellt sich im Rahmen der Affect Studies die Frage, wie hinsichtlich der Prozesse der Verkörperung/des Embodiment (Schmitz/ Degele 2010) die materiellen, sozialen und symbolischen Bezugssysteme als konstitutiv miteinander verwoben gedacht werden können. Damit wird eine im queer-feministischen Zusammenhang oft polarisierend ausgetragene Auseinandersetzung konstruktiv fortgesetzt (vgl. auch Winter in diesem Band).

So legen *affects* einerseits nahe, Materie als dynamischen Akteur zu begreifen. Großes Interesse gilt der Entwicklung von Technologien, die affektive körperliche Reaktionen messbar, sichtbar und manipulierbar machen und damit zu einem neuen Körperverständnis beitragen, vgl. bspw. das Konzept des *biomediated body* (Clough 2007). Andererseits wird untersucht, wie sich soziale Prozesse auf *affects* auswirken: Wie entstehen körperliche Phänomene aufgrund spezifischer sozialer Kontexte? (s. Allhutter/Hofmann in diesem Band). Für Massumi (2002), der mit Spinoza und Deleuze/Guattari Affekte gleichzeitig als autonom und als konstitutiv mit bewussten Gefühlszuständen verbunden konzipiert, ist der zentrale Ansatzpunkt die intersubjektive Dimension des Körpers, die ihn als verletzbar und durchlässig kennzeichnet. Ahmed (2004) versteht die Wahrnehmbarkeit eines „Innen- und Außenraums“, von Grenzen oder Durchlässigkeiten als einen durch die Zirkulation von Gefühlen hervorgebrachten Effekt⁷.

Noch weiter als die direkte Verwobenheit von (menschlicher) Körperlichkeit, Sozialität und Bedeutungsgenerierung gehen die Ansätze des *feminist materialism* (vgl. Alaimo/Hekman 2008, Barrett/Bolt 2013; Coole/Frost 2010, van der Tuin 2011). In „Animacies“ (2012; s.a. Rezension in diesem Band) beschreibt

Mel Chen, inwiefern die Ordnung der Dinge affektiv organisiert ist und sich in ständiger Bewegung befindet. Die scheinbar klare Trennung von Materie, Wort, Tier und Mensch wird in der Verschränkung mit globalen Machtverhältnissen entlang einer Hierarchie der Belebtheit affektiv zuallererst hergestellt, so Chen. Permanente Aktualisierung und Umarbeitung dieser Zuweisung von Belebtheit und der Kapazität andere(s) zu beleben, lässt dabei Figuren entstehen, die sich gegen eindeutige Dichotomien und Kategorisierungen sperren. Im Sinne eines new materialism kann Chen folglich aufzeigen, dass nicht nur der Mensch, sondern beispielsweise auch vermeintlich tote Materie wie ‚Blei‘ affektiv handlungsfähig ist. Mehr noch verweist Chen (2012) auf die konstitutive Verwobenheit von Affekten mit globalen Verhältnissen wie Rassismus, Kapitalismus und Kolonialismus und betont damit, dass eine Berücksichtigung von materiellen Facetten die unlösbaren diskursiven Verschränkungen nie aus den Augen verlieren darf.

Gesellschaftspolitische Dimension: „Depression: What is it Good For?“

In Cvetkovichs *Alphabet der negativen Gefühle*, wie sie es im Film vorstellt, stehen Begriffe wie Angst und Hoffnungslosigkeit neben Lust und Utopie – eine Aufforderung, negative Gefühle gesellschaftspolitisch produktiv zu denken. Glück hingegen, ein positiv bewertetes Gefühl, taucht als Versprechen auf, das weniger auf individuelles Wohlfühl denn auf gesellschaftliche Konformität abzielt und daher trügerisch erscheint. Dementsprechend ist die ebenfalls genannte Figur der *Feminist Killjoy* diejenige, die dieses Versprechen hintertreibt und vordergründig den Spaß verdirbt, aber im Grunde für ein aufrütteln des Störgeräusch steht, eine gewollte oder ungewollte Irritation.

Mit „P für *Public Feeling*“ bringt Cvetkovich denn auch diejenige Bewegung ins Spiel, die aus ähnlichen Gefühlskonstellationen eine Politisierung und schließlich auch eine politische Mobilisierung, zu entwickeln erlaubt. Die Beschäftigung mit (negativen) Gefühlen beabsichtigt in diesem Sinne nicht nur einen Prozess der Depathologisierung, sondern auch den öffentlichen Widerstand gegen die individualistische Überforderung des Einzelnen ebenso wie die gemeinsame gesellschaftspolitische Reflexion. Dieses Anliegen kommt in Cvetkovichs *Alphabet* mit dem Begriff *Radical Passivity* zur Sprache. Auch das laute Schweigen der Occupy-Bewegung kann möglicherweise als ein solcher Versuch gelesen werden: Aktivist_innen verweigerten sich der üblichen Logik der Repräsentation, sowohl der parlamentarischen als auch der Gruppenrepräsentation im Rahmen der sozialen Bewegung, des Füreinander-Sprechens (vgl. Degener/Rosenzweig 2012), und suchten nach nicht-identitären Organisations- und Ausdrucksformen, die Lorey (2011: o.S.) als „präsentistische Demokratie“ bezeichnet.

Depressionen wurzeln auch in der Geschichte des Kolonialismus und Rassismus. Cvetkovich (2012: 134) macht auf die Verbindung von Rassismus mit Trauma und Depression aufmerksam, die jeweils mit Formen von Verlust und Entfremdung zu tun haben – Gefühlen, die in der postkolonialen Literatur mit

Händen zu greifen sind. Auch Ahmed (2000) beschreibt mit Rückgriff auf eine Kindheitserinnerung von Audre Lorde (2007 [1987]: 147f.) wie von Rassismus geprägte Begegnungen, die als Verwerfung einzelner Körper und Subjekte lesbar sind, emotionale Folgen nach sich ziehen, die keineswegs als individuelles Problem verstanden werden dürfen (Ahmed 2000: 51). Lorde schildert hier, wie sie begreift, dass ihr Anblick für eine weiße Frau abstoßend ist, als diese ihren Mantel zurückzieht, damit er das schwarze Mädchen nicht berührt. Cvetkovich (2012: 134) beschreibt, wie diese „emotional color line“ auch von Weißen, den Nachfahren der Kolonisatoren erfahren wird, wenn sie beispielsweise die Inkommensurabilität ihrer Gefühle mit ihren Mitmenschen spüren, die von der anderen Seite auf die Geschichte blicken.

Mel Chen (2014) zeigt auf, wie Klassendifferenzierung und Rassismus sogar über die Gefühle gegenüber scheinbar unbelebter Materie transportiert werden können: Die Diskussion über bleiverseuchte Spielzeuglokomotiven verweist auf die Dominanz der Ansprüche weißer Oberschichten, die auf einer Wahl zwischen billigen gifthaltigen und teuren giftfreien Spielzeugen bestehen, ebenso wie auf die versteckte Geschichte chinesischer Arbeit für den Aufbau der Eisenbahn im American Dream und nicht zuletzt auf den Gesundheitszustand der Arbeiter_innen in der chinesischen Spielzeugindustrie (Chen 2014: 220f.). Die affektive und koloniale Dimension von Arbeit, die Transformation von Gefühlen in eine Ware, nehmen andere Forscherinnen in den Blick (Gutierrez Rodriguez 2010, 2011; Hochschild 2001, 2003 [1983]). Während Hochschild „Emotionsarbeit“ Subjekten mit individuellen, „authentischen“ Gefühlen zurechnet, versteht Gutierrez Rodriguez „affektive Arbeit“ als Machtmodus und Machteffekt, der Arbeitgeberinnen und Hausarbeiterinnen beispielsweise über Auseinandersetzungen zum Schmutz erfasst und aneinander bindet (Bargetz 2013: 216). Dabei spielen „emotionale Produktivkräfte“ wie „Empathie“ durchaus eine Rolle (ebd.). In diesem Band wird die Subjektivierung von Arbeit durch Gefühlsmanagement von Birgit Sauer und Otto Penz untersucht, und zwar in der Transformation vom Postamt zur Post als Dienstleistungsunternehmen (s.u.).

Die politische Dimension der *Affect Studies* weist darauf hin, dass hinter der Auffassung von Gefühlen als individuell neoliberale Individualisierungs-, Privatisierungs- und schließlich Pathologisierungsstrategien stehen. Es bestehen enge Verknüpfungen zum politischen Aktivismus und zur künstlerischen und literarischen Praxis: Bei der *International Parade of the Politically Depressed* 2007 beispielsweise verteilten Wissenschaftler_innen, Künstler_innen und Aktivist_innen des *Feel Tank Chicago*⁸ Kühlschranksmagnete und T-Shirts mit dem Slogan *Depressed? It Might Be Political*. Damit wird Öffentlichkeit für den (gesellschaftlichen) Umgang mit Gefühlen geschaffen und mobilisiert, um auf eine politische und nicht zuletzt geschlechterpolitische Transformation hinzuwirken (Cvetkovich 2012: 1f.).

Diese Verknüpfung zwischen Kultur, Politik und Affekt haben im deutschsprachigen Raum jüngst auch mehrere Tagungen aufgegriffen: „Timing of Affect“ (Symposium Kunsthochschule für Medien Köln, Mai 2013), „Reworking Affect. Queer-Feminist Engagements“ (ICI Berlin, Juni 2013) sowie das mit einem tri-nationalen Theaterfestival verbundene Symposium „Art Affects“ (Zentrum für

Anthropologie und Gender Studies, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Zentrum Gender Studies, Basel, Februar 2014). Diese Tagungen haben dazu beigetragen, dass wissenschaftlich-theoretische mit künstlerischen Reflexionen über Affekte, Politik und Kultur mithilfe von und im Dialog mit Theater, Performance und Kunst verknüpft werden konnten. Deutlich wurden gesellschaftspolitische Ursachen und Folgen von sich wandelnden Gefühlspraxen sowie die eng miteinander verknüpften Fragen ihrer theoretischen Bearbeitung, des künstlerischen Ausdrucks und nicht zuletzt eines politisch-emanzipatorischen Handlungspotenzials.

Der Fokus dieses Zeitschriftenbandes liegt auf der Übersetzung der Methoden, Konzepte und Thesen aus den *Affect Studies* in deutschsprachige Forschungszusammenhänge. Die Beiträge repräsentieren Forschungen aus den Bereichen feministische Genealogie, Körper/Leib-Thematik, Materialität in soziotechnischen Praktiken beziehungsweise empirische Techniksoziologie und Subjektivierungsweisen in Gouvernementalitätsanalysen aus der soziologischen Arbeitsforschung. Sie greifen damit die zentralen Perspektiven im großen Spektrum der *Affect Studies* auf, die angesprochenen Dimensionen Intersubjektivität der Affekte, Materialität der Affekte und ihre gesellschaftspolitische Dimension und bereichern diese Themenfelder mit theoretisch-methodisch aktuellen Ansätzen und Ergebnissen.

Zu den Beiträgen

Volker Woltersdorff und **Benno Gammerl** führen den Beitragsteil mit Überlegungen zur Genealogie des Verhältnisses von Sexualität und Gefühl im Rahmen der Geschichte sexualpolitischer Emanzipationsbewegungen ein. Sie zeigen dabei das Potenzial dieser Perspektive auf, die klassischen Dichotomien von Körper/Leib, privat/öffentlich, Individuum/Gesellschaft etc. infrage zu stellen. Die kritische Auseinandersetzung mit der Dichotomie von Sex als Handeln und Liebe als Fühlen wird dabei mit den begrifflichen Distinktionskämpfen um den Affekt als körperlich-spontanes und die Emotion als sozial konstruiertes Phänomen verwoben. Anhand historischer Konfliktkonstellationen untersuchen Gammerl und Woltersdorff Potenziale und Gefahren affekt- und emotionstheoretischer Ansätze: Grenzte sich die Schwulenbewegung der 1970er Jahre von der geistigen Überhöhung gleichgeschlechtlicher Liebe ab, so standen sich im Rahmen der ‚Sex-Kriege‘ der 1980er Jahre Feministinnen gegenüber, die entweder eine Sphäre gefühlvoller weiblicher Homosozialität forderten oder die lustvolle Aneignung eines sexuellen Spiels mit Dominanz und Unterwerfung propagierten. Seit der Jahrtausendwende schließlich kamen in den Debatten um die Anerkennung homosexueller Partner- und Elternschaften einerseits und dem Beharren auf der subversiven Kraft des Sexuellen andererseits weitere Variationen dieses Gegensatzes ins Spiel. Die Autoren zeigen, dass auch in affekttheoretischen Kontexten die Dichotomie von Körper und Geist nicht endgültig überwunden ist und sprechen sich dafür aus, auf der Präsenz

geistiger Dimensionen im Affektiven und körperlicher Züge im Emotionalen zu beharren.

Sebastian Winter demonstriert in seinem Beitrag „Das Unbewusste sitzt im Fleisch“, dass die Beschäftigung mit Affekten den Antagonismus von Kultur und Natur aufzubrechen vermag. Auch für das oftmals erbitterte Ringen um konstruktivistische und essentialistische Positionierungen und Denkmodelle bietet die Perspektive auf Affekt und Gefühl neue vermittelnde Zugänge. Um die „kulturelle Natur des affektiven Empfindens“ (Winter in diesem Band: 41) zu erhellen, bezieht sich Winter dabei neben Ansätzen der Leibphänomenologie und Bourdieus Habitus-Theorie insbesondere auf die psychoanalytisch-sozial-psychologischen Ansätze von Lorenzer und Laplanche. Vor diesem Hintergrund können Affekte als Produkt früher Interaktionserlebnisse begriffen werden, die zunächst nicht psychisch, sondern leiblich registriert werden. Bei der Übersetzung von Affekten in kulturelle Symbolsysteme, die sie zu bewusst wahrnehmbaren Gefühlen modifizieren, fallen jedoch unübersetzbare ‚Reste‘ an. Diese werden im Anschluss an Butlers Entwurf von der melancholischen Natur der heteronormativen Geschlechter als nicht bewusst, aber leiblich vorhanden erfahren. Für eine Politik der Gefühle konstatiert Winter die Notwendigkeit, auf die Suche nach Gefühls-Authentizität zu verzichten. Die sperrige Affektivität des Leibes sieht er als Potenzial, während Veränderung immer auch im Zusammenhang mit affektivem Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten zu sehen sei.

Doris Allhutter und **Roswitha Hofmann** thematisieren in ihrem Beitrag „Affektive Materialitäten in Geschlechter-Technik-Verhältnissen“ die Gerinnung von leiblichen und kognitiven Selbstverhältnissen in mit Technik verwobenen Handlungsweisen. Sie zeigen an zwei empirischen Beispielen, wie Affekte dazu beitragen, die „mikropolitische Macht“ von soziotechnischen Praktiken über ihre „affektiven Wirkweisen“ (Bargetz 2013: 204f.) zugänglich zu machen. Dabei wird deutlich, wie sich affektive Orientierungen gegenüber technischen Geräten wie Motorsägen mit der geschlechtsspezifischen Situierung der Nutzer_innen und ihren Erinnerungen an die Nutzung ähnlicher Geräte verbinden. Anhand der Methode der Erinnerungsarbeit (Haug 1999) wird bei Computerspielentwickler_innen die Verschränkung informatischer Konzepte mit Geschlechterdiskursen aufgezeigt. „User experience“, so die Autorinnen, sollte dabei nicht eindimensional als individuelles technisches Konzept verstanden werden, sondern als soziomaterielles Verhältnis zwischen Menschen. Affekte und Emotionen erscheinen hier transindividuell und historisch, im Konkreten aber auch als situativ handlungsleitend. Mit ihrer Dekonstruktion wollen die Autorinnen das transformative Potenzial antikategorialen Denkens nachweisen, das insbesondere der Didaktik neue Möglichkeiten erschließt.

Birgit Sauer und **Otto Penz** beschäftigen sich in ihrer gouvernementalitätstheoretischen Analyse von Affekten im Arbeitsprozess nicht nur mit der Subjektivierung der Arbeit, sondern sie beschreiben auch die Arbeit an der Subjektivierung: Auf der Makroebene sind das neben der Selbstunterwerfung und

den Selbstentwurf im neokapitalistischen Arbeits- und Vermarktungsverhältnis eben auch neue Formen der Nutzung von Affekten im Arbeitsprozess (Sozialität, Zuneigung, Kooperation und Solidarität). Mit ihren Analysen zu Veränderungen im Affektmanagement bei der österreichischen Post, zeigen sie auf, wie mit der Reorganisation der Post Affektivität im Kundenkontakt eingefordert wird. Gleichzeitig wird durch diese Anrufung von „Affektivität im Kundenkontakt“ eine scheinbar ‚feminisierte‘ und marginalisierte Männlichkeit am Schalter wiederum einer business masculinity in der Führungsspitze unterworfen. Dies wiederum führt, so Sauer und Penz mit Connell, zur Konstruktion neuer hegemonialer Männlichkeiten.

Mit **Sigrid Schmitz** sprach **Sara Ahmed** über ihre Positionen zu den Begriffen Affekt und Emotion. Ahmed, die den Begriff Emotion vorzieht, begründet dies mit der Herkunft von „movere“, bewegen und mit der alltäglichen Gebräuchlichkeit des Wortes. Emotionen seien Werturteile über Objekte und Ideen, die uns bewegen oder mit denen wir bewegen, die in der Welt zirkulieren, nicht subjektiv, sondern responsiv. Affekte subsumiert Ahmed unter Emotionen und verneint ihre Unterscheidung, denn diese falle hinter queer-feministische Subjektkritik zurück.

Die beiden Wissenschaftlerinnen diskutieren über Körperbezüge und die Verbindungen zum *feminist materialism*. Damit kommen sie auch auf die diskursiv-politische Dimension der Affect Studies zu sprechen, wie von Ahmed bereits in „Cultural Politics of Emotion“ (Ahmed 2004) formuliert. Glücksversprechen skizziert Ahmed (2010) als pädagogische Sanktionsmittel, die soziale Unterdrückung rechtfertigen und ihre Infragestellung als unglückverheißend diffamieren. Mit Bezug auf die Dynamik und das ‚becoming‘ von affektiven Phänomenen wird im Laufe des Gesprächs immer wieder deutlich, dass gerade im Feld der Affect Studies undifferenzierte Allianzen und Essentialisierungen zu vermeiden sind.

In den Rezensionen von Anna Schreiner und Christa Binswanger (Cvetkovich: „Depression: A Public Feeling“, 2012) und von Rubina Haider (Chen: „Animacities“, 2012) werden zwei Bücher vorgestellt, die schon jetzt als Klassiker im Bereich der Affect Studies gelten können. Binswanger und Schreiner stellen heraus, wie es Cvetkovich gelingt, über die Verknüpfung von biografischem Schreiben und gesellschaftstheoretischer Analyse das Vorhaben der Depathologisierung und Politisierung scheinbar individueller Depressionen auch in der Form provokativ und innovativ, aber überzeugend vorzubringen und damit therapeutische und politische Wirkung in der Auseinandersetzung mit Folgen des Neoliberalismus zu verbinden. Haider stellt Chens theoretisches Werkzeug der Belebtheit als kritisches Instrument vor, das Mechanismen und Interdependenzen von Rassismus, sozialer Diskriminierung, postkolonialen Hierarchien und gender- sowie sexualitätsbezogenen Asymmetrien besonders anschaulich machen kann und damit neue Perspektiven auf Subjektivierung und (Post-)Humanismus eröffnet.

Altes und neues Spiel der Affekte

Die hier versammelten Beiträge zeigen, dass in der Beschäftigung mit Emotion und Affekt Potenziale eröffnet und Perspektiven erweitert werden – sowohl im Hinblick auf Subjektivierung als auch im Hinblick auf Intersubjektivität, und zwar nicht zuletzt durch die Berücksichtigung der materiellen Dimension. Indem die Autor_innen ihren bisherigen Forschungskontexten neue Perspektiven hinzufügen, wird auch deutlich, dass wir es hier nicht mit einem *Affective Turn* im Sinne eines Paradigmenwechsels zu tun haben. Auch wird das post-strukturalistische Denken, die Dekonstruktion, nicht einfach abgelöst: Immer noch entsteht viel theoretische Innovation aus einem Auseinandernehmen und Wieder-Zusammensetzen – ein altes theoretisches Spiel, das doch immer wieder neue Blicke ermöglicht. Und schließlich ist es nicht ein ‚neuer‘ Forschungsgegenstand, vielmehr kommen Phänomene wissenschaftlich und politisch in den Blick, die bisher durch Pathologisierung, Privatisierung und Individualisierung von der wissenschaftlichen und/oder politischen Betrachtung ausgegrenzt wurden oder eben als private, individuelle und subjektive Probleme eingeordnet wurden. Es gilt also Grenzziehungen des Wissenschaftlichen zu beobachten und in der theoretischen Betrachtung Instrumente zu entwickeln, die den Blick für die Mehrdimensionalität und die Widersprüche öffnen. Besonders vielversprechend erscheinen hier Figuren, die das Spiel der Dichotomien auf neue Weise zu unterlaufen vermögen und dabei scheinbar Unpassendes miteinander verbinden. Darüber hinaus versprechen die Verbindung von biografischem Schreiben, von Literatur mit Sozialwissenschaft und Debatten aus Philosophie, Psychologie sowie Neurowissenschaften weitere methodische Innovationen und Fortschritte in Bemühungen um Transdisziplinarität. Dazu können die hier versammelten Beiträge nur ein Anfang sein – deutlich wird, dass hier noch viel zu tun und zu erforschen ist.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Dr. Ursula Degener
Pädagogische Hochschule Freiburg, Prorektorat Lehre und Forschung
Kunzenweg 21, 79117 Freiburg

Dr. des. Andrea Zimmermann
Universität Basel, Zentrum Gender Studies
Petersgraben 9/11, CH-4051 Basel

Anmerkungen

- 1 Die Formulierung *new materialism*, so ist kritisch anzumerken, läuft dabei Gefahr, den genealogischen Zusammenhang mit Debatten unsichtbar zu machen, wie sie seit den 1970er Jahren im Rahmen des *feminist materialism* geführt werden.
- 2 Dass auch in der Emotionspsychologie die Terminologie alles andere als geklärt ist, berichten Otto, Euler und Mandl in ihrem Handbuch *Emotionspsychologie* (2000). In der deutschsprachigen Emotionspsychologie wird demnach der Begriff ‚Affekt‘ zur Kennzeichnung kurzfristiger und besonders intensiver Emotionen gebraucht, die oft mit einem Verlust der Handlungskontrolle einhergehen. Der englischsprachige Begriff ‚affect‘ hingegen gelte als Synonym oder als Oberbegriff für Emotion und verwandter emotionaler Zustände, insbesondere von Stimmungen. Im deutschen Sprachgebrauch werde ‚Emotion‘ oft als Überbegriff für Empfindung, körperliche Zustände und Ausdrucksverhalten verwendet, während ‚Gefühl‘ v.a. subjektives Erleben bezeichne. In diesem Zusammenhang sind auch die Arbeiten von António Damásio (1994, 2010) und Joseph Le Doux (1996) zu nennen, die hier verschiedene Positionen vertreten. Die Herausgeber zitieren neben älteren auch eine neuere *Arbeitsdefinition* von Scherer (1993: 4), die kognitive Komponenten nicht mehr ausschließlich in der Entstehung von Emotionen ernst nimmt, sondern mittlerweile auch bei der Informationsverarbeitung: Emotion sei demnach eine „Episode zeitlicher Synchronisation aller bedeutender Subsysteme des Organismus, die fünf Komponenten bilden (Kognition, physiologische Regulation, Motivation, motorischer Ausdruck [motor expression] und Monitoring/Gefühl), und die eine Antwort auf die Bewertung eines externalen oder internalen Reizereignisses als bedeutsam für die zentralen Bedürfnisse und Ziele des Organismus darstellt.“ (Otto/Euler/Mandl 2000, Scherer 1993: 11-18).
- 3 Die *feminist killjoy* ist eine rhetorische Figur, mit der Feminist_innen isoliert werden, die von anderen als störend in ihrer Suche nach Glück und Harmonie wahrgenommen werden. Die schwierige Erfahrung, in Debatten eine solche Rolle zugeschoben zu bekommen, die von den meisten Feminist_innen geteilt werden dürfte, möchte Ahmed für ein politisches Potenzial öffnen, allerdings ohne es sich in der Defensive bequem zu machen oder undifferenzierte Allianzen zu essentialisieren (vgl. Ahmed in diesem Band).
- 4 Ein Überblick über die Diskussion findet sich in „Critical Compulsions: On the Affective Turn“ von Melissa Autumn White, die der Frage nachgeht: „Why this (re)turn to affect? Why now?“ (White 2008: 181).
- 5 Rezipiert werden neben antiken Denkern und Scholastikern vor allem Autoren der frühen Neuzeit wie zum Beispiel Descartes, Hobbes, Rousseau, Spinoza, Hume.
- 6 Neurowissenschaftliche Impulse haben die Infragestellung der Dichotomie von Rationalität und Gefühl unterstützt und die sozialwissenschaftliche Rehabilitierung der Gefühle vorangetrieben (Damasio 1994). Vgl. dazu u.a. die Arbeiten zur interdisziplinären Emotionsforschung, die im Rahmen des Exzellenzclusters „Languages of Emotion“ an der FU Berlin entstanden sind, sowie die Veröffentlichungen von Ute Frevert (2013), Eva Illouz (2006) und Martha Nussbaum (2001).
- 7 „In my model of sociality of emotions, I suggest that emotions create the very effect of the surfaces and boundaries that allow us to distinguish an inside and outside in the first place.“ (Ahmed 2004: 10)

8 Der Feel Tank Chicago ist eine Gruppe von Aktivist_innen, Künstler_innen und Akademiker_innen, die sich ästhetisch und wissenschaftlich mit politischen Affekten und Gefühlen beschäftigen,

und zwar in Form von Performances, Demonstrationen und Tagungen. Unter den Gründerinnen sind auch die Theoretikerinnen Debbie Gould und Lauren Berlant.

Literatur

- Adorf, Sigrid/Christadler, Maike (2014): *New Politics of Looking? – Affekt und Repräsentation. Einleitung.* In: Themenheft FKW//Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur 55, S. 4-15.
- Ahmed, Sara (2000): *Strange Encounters. Embodied Others in Postcoloniality.* London/New York: Routledge.
- Ahmed, Sara (2004): *The Cultural Politics of Emotion.* Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness.* Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2014): *Kollektive Gefühle oder die Eindrücke, die andere hinterlassen.* In: Baier, A./Binswanger, C./Häberlein, J./Nay, Y.E./Zimmermann, Andrea (Hrsg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie.* Wien: Zaglossus, S. 183-214.
- Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hrsg.) (2008): *Material Feminisms.* Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press.
- Angerer, Marie-Luise (2007): *Vom Begehren nach dem Affekt.* Zürich, Berlin: diaphanes.
- Marie-Luise Angerer (2006): *Affekt und Begehren oder: Was macht den Affekt der Macht so begehrenswert?* In: e-journal Philosophie der Psychologie 1, 4. <<http://www.jp.philo.at/texte/AngererM1.pdf>>. (Zugriff am 6.8.2014).
- Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv E./Zimmermann, Andrea (2014): *Einleitung.* In: Dies. (Hrsg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie,* Wien: Zaglossus, S. 11-54.
- Barad, Karen (2003): *“Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter.”* In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 28,3, S. 801-831.
- Bargetz, Brigitte (2013): *Markt der Gefühle, Macht der Gefühle. Konturen eines emotionstheoretischen Machtverständnisses.* In: *ÖZS (Österreichische Zeitschrift für Soziologie), Schwerpunkt- heft Kommodifizierung von Gefühlen,* 2, S. 203-220.
- Barrett, Estelle/Bolt, Barbara (Hrsg.) (2013): *Carnal Knowledge. Towards a ‘new Materialism’ through the Arts.* London: IB Tauris.
- Benjamin, Jessica (2002): *Der Schatten des Anderen. Intersubjektivität – Gender – Psychoanalyse.* Frankfurt/M.: Stroemfeld.
- Berlant, Lauren (2008): *The Female Complaint: The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture.* Durham/London: Duke University Press.
- Bröckling, Ulrich (2008): *Enthusiasten, Ironiker, Melancholiker. Vom Umgang mit der unternehmerischen Anrufung.* In: *Mittelweg* 36, S. 80-86.
- Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Chen, Mel Y. (2012): *Animacies. Biopolitics, Racial Mattering and Queer Affect.* Durham: Duke University Press.
- Chen, Mel Y. (2014): *Giftige Belebtheiten, unbelebte Affektionen.* In: Baier,

- A./Binswanger, C./Häberlein, J./Nay, Y.E./Zimmermann, A. (Hrsg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus, S. 215-252.
- Clough, Patricia Ticineto/Halley, Jean (Hrsg.) (2007): *The Affective Turn. Theorizing the Social*. Durham/London: Duke University Press.
- Coole, Diana/Frost, Samantha (Hrsg.) (2010): *New Materialisms. Ontology, Agency and Politics*. Durham/London: Duke University Press.
- Cvetkovich, Ann (2003): *An Archive of Feelings. Trauma, Sexuality, and Lesbian Public Cultures*. Durham/New York: Duke University Press.
- Cvetkovich, Ann (2012): *Depression. A Public Feeling*. Durham/London: Duke University Press.
- Damáσιο, António R. (1994): *Descartes' Irrtum – Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München: List.
- Damáσιο, António R. (2010): *Ich fühle, also bin ich – Die Entschlüsselung des Bewusstseins*. München: List.
- Degener, Ursula/Rosenzweig, Beate (2012): *Staatlichkeit und Partizipation. Zur Analyse eines Spannungsverhältnisses aus feministischer Sicht*. In: Riescher, G./Rosenzweig, B. (Hrsg.): *Partizipation und Staatlichkeit. Ideengeschichtliche und aktuelle Theoriediskurse*, Stuttgart: Steiner Verlag, S. 155-173.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (1987 [1980]): *A Thousand Plateaus*. Übers. v. Brian Massumi. Bd. 2 von: *Capitalism and Schizophrenia*, 2 Bde. 1983-1987. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Dinshaw, Carol (2007): 'Temporalities'. In: Strohmer, P. (Hrsg.): *Oxford Twenty-first Century Approaches to Literature. Middle English*. Oxford: Oxford University Press, S. 107-123.
- Edelman, Lee (2004): *No Future: Queer Theory and the Death Drive*. Durham, NC: Duke University Press.
- Freeman, Elizabeth (2010): *Time Binds. Queer Temporalities, Queer Histories*. Durham/London: Duke University Press.
- Frevert, Ute (2013): *Vergängliche Gefühle*. Göttingen: Wallstein.
- Gould, Deborah (2010): *On Affect and Protest*. In: Staiger, J./Cvetkovich, A./Reynolds, Ann. *Political Emotions*. New York: Routledge, S. 18-44.
- Gregg, Melissa/Seigworth, Gregory J. (2010): *An Inventory of Shimmers*. In: Dies.: *The Affect Theory Reader*. Durham/London: Duke University Press, S. 1-28.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010): *Affektiver Wert. Kolonialität, Feminisierung und Migration*. <<http://eipcp.net/transversal/0112/gutierrez-rodriiguez/de>>. (Zugriff am 20.05.2014).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): *Politiken der Affekte. Transversale Konvivialität*. In: Lorey, I./Nigro, R./Raunig, G. (Hrsg.): *Inventionen 1*, Zürich: diaphanes, S. 214-229.
- Halberstam, Judith (2005): *In a Queer Time and Place*. New York: New York University Press.
- Haug, Frigga (1999): *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*. Hamburg: Argument-Verlag.
- Haraway, Donna (1991): *Situated Knowledges*. In: Dies. (Hrsg.) (1991): *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*. New York: Routledge, S. 183-201.
- Harding, Sandra (1991): *Whose Science/Whose Knowledge?* Milton Keynes: Open University Press.
- Hartsock, Nancy (1998): *The Feminist Standpoint Revisited and Other Essays*. Oxford: Westview Press.
- Hemmings, Clare (2005): *Invoking Affect. Cultural Theory and the Ontological Turn*. In: *Cultural Studies* 19, 5, S. 548-567.
- Hill Collins, Patricia (2000): *Black Feminist Thought: Knowledge, Conscious-*

- ness, and the Politics of Empowerment. New York: Routledge.
- Hochschild, Arlie R. (2001): Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: Hutton, W./Giddens, A. (Hrsg.): Die Zukunft des globalen Kapitalismus. Frankfurt/M.: Campus, S. 157-176.
- Hochschild, Arlie R. (2003 [1983]): The managed heart. Commercialization of human feeling. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004. Übersetzt v. Martin Hartmann. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (1979): Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin: Merve Verlag.
- Le Doux, Joseph (1996): The Emotional Brain: The Mysterious Underpinnings of Emotional Life. New York: Simon & Schuster.
- Lorde, Audre (2007 [1984]): Sister Outsider. New York: Crossing Press.
- Lorey, Isabel (2011): Non-representational, presentist Democracy. In: Transversal. Multilingual Webjournal 10/2011: #Occupy and Assemblage. <eipcp.net/transversal/1011/lorey/en>. (Letzter Zugriff am 06.8.2014).
- Love, Heather (2007): Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer. Cambridge, Mass: Harvard University Press.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt/M.: Helmer Verlag.
- Maihofer, Andrea (2014): Nachwort. Hegemoniale Selbstaffirmierung und Verränderung. In: Hostettler, K./Vögele, S. (Hrsg.): Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. (Post-)koloniale Reflexionen über den Westen. Bielefeld: transcript Verlag, S. 305-318.
- Massumi, Brian (1995): The Autonomy of Affect. In: Cultural Critique 31, 3, S. 83-109.
- Massumi, Brian (2002): Parables for the Virtual: Movement, Affect, Sensation. Durham/N.C.: Duke University Press.
- Massumi, Brian (in conversation with Christoph Brunner)(2013): Fields of Potential. On Affective Immediation, Anxiety, and Necessities of Life. In: Bippus, E./Huber, J./Nigro, R. (Hrsg.): Ästhetik der Existenz. Lebensformen im Widerstand. Zürich: Institut für Theorie (ith) und Voldemeer AG, S. 135-150.
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 1, 78, S. 41-63.
- Muñoz, José Esteban (2009): Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity. New York/London: New York University Press.
- Munt, Sally (2008): Queer Attachments: The Cultural Politics of Shame. Aldershot and Burlington, VT: Ashgate.
- Nussbaum, Martha Craven (2001): Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions. Cambridge: Cambridge University Press.
- Otto, Jürgen H./Euler, Harald A./Mandl, Heinz (2000): Begriffsbestimmungen. In: Dies. (Hrsg.): Handbuch Emotionspsychologie. Weinheim: Beltz PsychologieVerlagsUnion, S. 11-18.
- Probyn, Elspeth (2005): Blush: Faces of Shame. Minneapolis/MN: Univ. of Minnesota Press.
- Scherer, Klaus R. (1993): Neuroscience projections to current debates in emotion psychology. In: Cognition and Emotion, 7, S. 1-41.
- Schmitz, Sigrid/Degele, Nina (2010): Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In: Degele, N./Schmitz, S./Mangelsdorf, M./Gramespacher, E. (Hrsg.): Gendered Bodies in Motion. Leverkusen: Budrich UniPress.
- Sedgwick, Eve Kosofsky/Frank, Adam (Hrsg.) (1995): Shame and its Sisters.

- A Sylvan Tomkins Reader. Durham/ London: Duke Univ. Press.
- Schildrick, Margrit (2002): *Embodying the Monster. Encounters with the Vulnerable Self*. London et al.: Sage.
- Van der Tuin, Iris (2011): *New Feminist Materialisms – Review Essay*. In: *Women's Studies International Forum* 34, 4, S. 211-217.
- White, Melissa Autumn (2008): *Critical Compulsions: On the Affective Turn*. In: *TOPIA. Canadian Journal of Cultural Studies* 19, S. 181-188.
- Zimmermann, Andrea (2013): *Lebende Spiegel. Das Spiel der Mimesis und die Differenz*. In: Grisard, D./ Jäger, U./ König, T. (Hrsg.): *Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach/ Taunus: Helmer, S. 185-197.
- Zimmermann, Andrea (2014): *Armes Ding. Affektive Strukturen in der hegemonialen Geschlechterordnung*. In: Baier, A./ Binswanger, C./ Häberlein, J./ Nay, Y.E./ Dies. (Hrsg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus, S. 273-296.

Aufsätze

Benno Gammerl/Volker Woltersdorff alias Lore Logorrhöe

„Sie ham mir ein Gefühl geklaut ...“

Queer-feministische Perspektiven auf Bewegungen zwischen Sex und Gefühl

Zusammenfassung: Dieser Artikel entwirft eine Genealogie der Mobilisierung des Gegensatzes von Sex und Gefühl durch sexualpolitische Emanzipationsbewegungen, um die Auseinandersetzung um den *affective turn* in den Queer Studies und die begrifflichen Distinktionskämpfe um Emotion und Affekt besser zu verstehen. Wir behaupten, dass sich diese an der Körper-Geist-Dichotomie abarbeiten und jeweils unterschiedlich Position beziehen. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre forderte die Befreiung der körperlichen Bedürfnisse und grenzte sich von der geistigen Überhöhung gleichgeschlechtlicher Liebe ab, mit der sich die Homophilen der Nachkriegszeit vom Sex distanzierten. In den 1980er Jahren warfen der sexpositive Feminismus und Teile der Lesbenbewegung ihren Vorgängerinnen vor, Sex als männliche Domäne dämonisiert und verdrängt zu haben. Seit der Jahrtausendwende kamen in den Debatten um die Anerkennung homosexueller Partner- und Elternschaften einerseits und dem Beharren auf der subversiven Kraft des Sexuellen andererseits weitere Variationen dieses Gegensatzes ins Spiel. Wir plädieren dafür, diese theoretischen und politischen Oppositionen zu historisieren und zu relativieren, ohne die treibende Kraft radikaler Alterität ganz aufzugeben.

Schlagwörter: Affective Turn; Körper-Geist-Dichotomie; Homosexuelle Emanzipationsbewegungen; Sexualisierung; Emotionalisierung.

“They nicked a feeling from me ...”

Queer-feminist perspectives on movements between sex and feeling

Abstract: This article sketches a genealogy of how the opposition between sex and feeling has been mobilized by sexual emancipatory politics. The authors aim at better understanding the debate around the “affective turn” within Queer Studies and the controversy on the distinction between emotion and affect. The authors argue that these efforts work through the mind/body dichotomy, assuming different positions accordingly. The gay liberation movement of the 1970s claimed to free bodily needs and condemned the idealization of same sex love, by which the post-war homophile movement distanced itself from sex. In the 1980s sex-positive feminists and parts of the lesbian movement accused their forerunners of having demonized and repressed sex as a male domain. Since the turn of the millennium the debates on the recognition of homosexual civil unions and parenthood, on the one hand, and the insistence on the subversive power of the sexual, on the other hand, have introduced further variants of this dualism. The authors advocate historicizing and relativizing these theoretical and political oppositions, yet without abandoning the moving force of radical alterity.

Keywords: affective turn; body/mind dichotomy; homosexual emancipation movements; sexualization; emotionalization.

Als Vertreter_innen der Queer Studies vor einiger Zeit damit begannen, sich intensiver mit Gefühlen zu beschäftigen, handelten sie sich rasch den Vorwurf ein, die neue Betonung des Emotionalen führe zu einer Vernachlässigung des Sexuellen und setze somit den Kern heteronormativitätskritischen Denkens aufs Spiel (Angerer 2007; vgl. Berlant 2008: 7-11; Sedgwick 2003: 18-20). Diese Unterstellung verweist auf den Gegensatz zwischen Liebe als Fühlen und Sex als Handeln, eine Opposition, die verschiedene queer-feministische Emanzipationsbewegungen auf je besondere Weise ausformten und handhabten. Dabei konnte der Anspruch auf sexuelle Radikalität eine ebenso ausschlaggebende Rolle spielen wie der Vorwurf, die Hinwendung zum Gefühl wirke privatisierend und entpolitisierend. Nolens volens aktualisierten diese Kontrastierungen von Sex und Gefühl immer wieder von neuem die im abendländisch-christlichen Denken dominante Dichotomie zwischen Körper und Geist, deren Wertung allerdings variieren konnte. Dabei galt Sex häufig als rauschhaft und unmittelbar, das Gefühl dagegen als maßvoll sowie sprachlich und kulturell vermittelt. Da die aktuelle Debatte über Gefühle mit der Differenz zwischen körperlich-spontanem Affekt und sozial konstruierten Emotionen ebenfalls eine Unterscheidung verhandelt, die den Zwiespalt zwischen Körper und Geist aufruft (Massumi 2002), scheint es lohnend, die queer-feministische Genealogie dieses Gegensatzes etwas eingehender zu beleuchten, um so zur Klärung der Frage beizutragen, welche Potentiale und Gefahren affekt- oder emotionstheoretische Ansätze jeweils bergen.

Dieses kritisch relativierende Unterfangen konzentriert sich auf vier Konfliktkonstellationen. Anfang der 1970er Jahre stritten, erstens, Homophilen- und Schwulenbewegung unter anderem darum, ob geistige Gefühle oder körperlicher Sex im Zentrum des Selbstverständnisses und der Selbstdarstellung gleichgeschlechtlich liebender oder begehrender Männer stehen sollten (vgl. Pretzel/Weiß 2012: 16-21). In den Jahren um 1980 tobten dann, zweitens, die sogenannten Sex-Kriege innerhalb der lesbisch-feministischen Bewegung (vgl. deren Darstellung in Duggan/Hunter 1995): Während die radikalen Feministinnen versuchten, eine Sphäre gefühlvoller weiblicher Homosozialität zu etablieren, die Schutz vor der sexuellen Bedrohung durch patriarchale Gewalt bieten sollte, propagierten ihre sexpositiven Kontrahentinnen eine lustvolle Aneignung des sexuellen Spiels mit Dominanz und Unterwerfung. Drittens konkurrierten seit der Jahrtausendwende im breiten Feld nicht-heteronormativer Lebensentwürfe sexradikale Widerstandsstrategien mit einem Integrationsstreben, das – beispielsweise im Bild der Regenbogenfamilie oder der Homo-Ehe – weniger die sexuelle Dissidenz als vielmehr Gefühle der Zuneigung, der Verantwortung und der Fürsorglichkeit in den Vordergrund rückte (vgl. Bubeck 2000; Grau 2001). In den queer-feministischen Debatten über Gefühle, denen sich der vierte Abschnitt schließlich widmet, schwingen alle diese Positionen, Auseinandersetzungen und Entwürfe in gewisser Weise mit. Während das Affektparadigma körperliche und nicht-repräsentationale Unmittelbarkeit betont, beharrt das Emotionsparadigma auf der Bedeutung geistiger, sprachlicher und gesellschaftlicher Vermittlungen und Regulierungen (vgl. Gammerl/Hitzer 2013).

Im Zentrum der folgenden Überlegungen steht also eine Reihe von untereinander verknüpften Oppositionen. Die Gegenüberstellung von Affekt und Emotion wiederholt gewissermaßen den Gegensatz zwischen körperlichem Sex und geistigem Gefühl innerhalb der emotionalen Sphäre. Aus dieser Perspektive ermöglicht es der Affektbegriff queer-theoretischen Ansätzen, sich vom Sex zu entfernen, ohne vom Körper zu lassen. Das ist besonders reizvoll, wenn man davon ausgeht, dass nicht der Sex, sondern der Körper Wege ins Außen der symbolischen Ordnung und ins Jenseits der gesellschaftlichen Konventionen eröffnet. So verstanden, gerät die Hinwendung zum Affekt zur radikalen Geste. Die Betonung des Körpers wirft jedoch umgehend weitere Fragen auf: Wenn die Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion das Feld des Gefühls spaltet, durchzieht dann nicht ein ähnlicher Riss den entgegengesetzten Pol des Sexuellen? Zerfällt dieser nicht ebenfalls in eine körperlich-natürliche und eine geistig-gesellschaftliche Dimension? Während das Alltagsverständnis meist Ersterer zuneigt, betonen psychoanalytische und diskursanalytische Ansätze die Prägung des Sexuellen durch die symbolische Ordnung und durch Machtverhältnisse. So gesehen spiegelt die Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion nicht nur den Gegensatz zwischen Körper und Geist, sondern auch den zwischen ursprünglich-universellem Sex und psychisch oder gesellschaftlich strukturierter Sexualität. Damit verweist die aktuelle Debatte über Affekt und Emotion letztlich auch auf die vage Trennlinie, die Michel Foucault zwischen „die Körper und die Lüste“ und das „Sex-Begehren“ (beide: Foucault 1983: 187) gezogen hat (vgl. auch Butler 1999).

Diese Spiegelungen und Verknüpfungen werfen eine Reihe von Fragen auf: Lassen sich Sex und Gefühl überhaupt klar voneinander unterscheiden? Welche Konstellationen verknüpfen Sexualisierung mit Entemotionalisierung oder umgekehrt Entsexualisierung mit Emotionalisierung? Inwiefern können Sex und Gefühl auch anders miteinander vermittelt werden? Diesen Fragen möchten wir entlang der oben skizzierten Konfliktlinien nachgehen.

Zwischen homophilem Geist und schwulem Körper

Das sexuelle Begehren spielte in der Zeitgeschichte der Homosexualitäten eine herausragende und ambivalente Rolle. Erzählungen über die Entdeckung oder Herausbildung der eigenen sexuellen Wünsche dienten immer wieder der Selbstvergewisserung in einem meist feindlichen Umfeld. Verweise auf eine rein gefühlsmäßige Nähe zu gleichgeschlechtlichen Partner_innen boten demgegenüber die Chance größerer Offenheit und Flexibilität, bargen aber zugleich das Risiko, die Liebe hinter dem Freundschaftscharakter unsichtbar zu machen. Umgekehrt gründete die größere Stabilität und Plausibilität sexueller Selbstverortungen in einer langen psychiatrischen und strafrechtlichen Tradition, die Homosexualität in pathologisierender und diskriminierender Absicht auf sexuelle Dimensionen reduzierte (vgl. Müller 1991). Anders liebende und begehrende Menschen wurden so vom romantischen Projekt einer Verschmelzung von Sex und Liebe ausgeschlossen. Historisch lassen sich zwei Reaktionen auf

diese Tendenz zur Sexualisierung unterscheiden: eine gegenläufige Betonung des Emotionalen sowie ein selbstbewusstes Aufgreifen und Umwerten der pejorativen Sexualisierung.

Die erste, entsexualisierende Strategie verfolgte die Homophilenbewegung der 1950er und 1960er Jahre. Ihre Vertreter hoben das Gefühl hervor und betonten dessen geistige Aspekte im Unterschied zur Körperlichkeit des Sexuellen:

[Bei der Liebe zwischen Mann und Mann [sollte man] eben nicht nur von der Homo- s e x u a l i t ä t sprechen [...], sondern anstelle dieses Wortes einen Ausdruck suchen [...], der auch das Seelische, das Gefühl, das auch den Geist Einschliessende einer solchen Neigung umfassen [kann]. (Rheiner 1962: 6)

In diesem Sinn sollten die Begriffe Homophilie und Homoerotik das „Inferno der Gefühllosigkeit und Geistlosigkeit“ vermeiden, in das die Fixierung auf den Sex führe, und stattdessen „das körperlich-seelisch-geistige Aufgehen im andern gleichgeschlechtlichen Gefährten [als] ein hohes Ideal der Lebensführung“ hervorheben (alle: Rolf 1961: 2). Dieses durch den Geist veredelte Gefühl versprach – neben einem bildungsbürgerlichen Distinktionsgewinn – auch einen besseren Schutz gegen die diskriminierende Sexualisierung.

Für die zweite Strategie eines selbstbewussten Umwertens des Sexuellen entschied sich die Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Sie verankerte ihre Identität im gleichgeschlechtlichen Begehren, betonte dessen Unvereinbarkeit mit der herrschenden Sexualmoral und nutzte den Sex als Stein des Anstoßes im Kampf gegen die Stigmatisierung. Durch das affirmative Aufgreifen der „verächtliche[n] Vokabel ‚schwul‘“ wollte man den damit verbundenen „höhnischen Attacken“ mit einem „Stolz“ begegnen (alle: Rexhausen 1971: 16), der die Schwulen gegen die von der Diskriminierung hervorgerufenen schlechten Gefühle, wie Angst und Scham, immunisieren sollte. Zudem hofften die Aktivisten, die Aneignung des Stereotyps vom hypersexualisierten Perversen könne eine gesellschaftsverändernde Schockwirkung entfalten: „Unser Arschloch ist revolutionär“ (Hocquenghem 1979: 124). Dadurch lösten sie den körperlichen Sex aus der homophilen Privatsphäre und brachten ihn auf die öffentliche Bühne des Politischen, was sozusagen eine emanzipatorische Veredelung des Sexuellen bewirkte. Die „Befreiung der schwulen Sexualität“ sollte „gesellschaftliche[n] Bedingungen“ den Weg ebnen, „die [es] jedem Menschen erlauben mit jedem anderen Menschen, gleich welchen Geschlechts, sexuelle Beziehungen einzugehen“ (Initiativgruppe Homosexualität Bielefeld [IHB] 1979, zit. nach Salmen/Eckert 1989: 56).

Mit diesem solidarischen Verständnis von Sex konnte die Schwulenbewegung auch ihrem Bedürfnis gerecht werden, sich von der Klappen- und Barszene abzugrenzen. Während sie deren Form der Lust als gefühllos, egoistisch, konkurrenzorientiert und kommerziell kritisierte, reklamierte sie zugleich für sich weder ‚spießig‘ noch ‚lustfeindlich‘ zu sein. Sex wurde zwar ausdrücklich bejaht, sollte aber „nicht nur Wettbewerb sein und der Selbstbestätigung dienen“, sondern „zur Verständigung beitragen“ (alle: Praunheim/Dannecker 1976: 197): „Die Spießier nennen uns [zwar] Warme, aber die meisten von uns sind

kalt und verklemmt“ (ebd.: 199). Im Begriff des „Warmen“ scheint hier zudem eine bewusste Aneignung der pejorativen Feminisierung des männlichen Homosexuellen auf. Indem die Schwulen – wie im Berliner Tuntenstreit von 1973 – die Geschlechtergrenzen infrage stellten, kritisierten sie auch das mit Kälte, Härte und Rationalität verknüpfte patriarchale Männlichkeitsbild, das für das maskulinistische Selbstverständnis der Homophilen prägend war. Demgegenüber betonten die Aktivisten der 1970er Jahre die Verwundbarkeit und das emotionale Potential des männlichen Körpers.

Die Betonung des Sexuellen implizierte also im Falle der Schwulenbewegung ein ganz bestimmtes Verständnis von Körperlichkeit und Sex, das nicht unbedingt mit einer Marginalisierung von Gefühlen einherging. Einerseits konzentrierten sich psychoanalytische Auseinandersetzungen mit Sexualität auf deren nicht-körperliche Dimension, die auch die zunehmende Psychologisierung der Coming-out-Bewegung in den 1980er Jahren ins Zentrum rückte. Andererseits oszillierte das Verhältnis der Schwulen zur Liebe zwischen der Ablehnung von Intimitätsmustern, die als durch und durch heterosexuell galten (vgl. Hocquenghem 1974), und der Forderung nach „schwule[r] Liebe“, die die Gruppe „Brühwarm“ erhob: „Sie ham mir ein Gefühl geklaut, und das heißt Liebe“ (Brühwarm 1979). Das Verhältnis zwischen Sex und Gefühl blieb dennoch problematisch. Während die vorrangig auf marktförmiger Promiskuität beruhende Schwulenszene eine relative Autonomie des Sexuellen förderte, war gleichzeitig von der „Tragik jener Generation“ die Rede, „die sich vorgenommen hat, die Sexualität leichtzunehmen und in ihrer Absicht beständig von dem Zwang zur Liebe gestört wird“ (Dannecker 1984: 14). Martin Dannecker zufolge scheiterte der schwulenbewegte Versuch einer konfliktfreien Vermittlung von Sex und Gefühl also genau dort, wo bestimmte, auf Paarbeziehungen ausgerichtete Liebesmuster der angestrebten emotionalen und sexuellen Leichtigkeit in die Quere kamen.

Zwischen radikal-feministischer Machtkritik und sexpositiven Lüsten

Anfang der 1980er Jahre wurden die Gegensätze zwischen Körper und Geist, Lust und Gefühl, Sex und Liebe in einer ähnlichen und doch ganz anderen Konstellation mobilisiert (vgl. Duggan/Hunter 1995). Damals verlieh die zunehmende Sichtbarkeit von Lesben innerhalb der feministischen Bewegung hetero-, bi-, homo- und anderen sexuellen Wünschen von Frauen neue Bedeutung. Der bisher vorherrschende Begriff von Weiblichkeit wurde zunehmend als homogenisierend und essentialisierend kritisiert, ebenso wie die angebliche Lustfeindlichkeit des Feminismus der 1970er Jahre. Gegen diese ‚Erotophobie‘ setzten die sexpositiven Rebellinnen eine Bejahung der körperlichen Lust. Diese vorbehaltlose Affirmation stieß wiederum auf Kritik der radikal-feministischen Gegenseite, die ihrerseits die Verwobenheit der Sexualität in patriarchale Machtstrukturen betonte.

Bei genauerer Betrachtung trafen in dieser polemischen Auseinandersetzung allerdings nicht Befürworterinnen und Kritikerinnen von Sex aufeinander,

sondern vielmehr unterschiedliche Perspektiven auf Sex und Sexualität. Praktiken der „Selbstliebe“ (Lorez 1977: 32) und ein positives Verhältnis zu „meine[r] ureigene[n] Sexualität“ (ebd.: 31) lagen den radikalen Feministinnen durchaus am Herzen. Gleichzeitig verknüpften sie Sexualität jedoch eng mit einer in erster Linie körperlich verstandenen Gewalt sowie mit „Unterwerfungs- und Unterlegenheitsphantasien“ (Plogstedt 1978: 7), die die Dominanz männlicher Täter über weibliche Opfer perpetuierten (vgl. auch Perincioli 1980; Glick 2000). Der Wille zur Überwindung dieser Hierarchien äußerte sich in der Ablehnung von lesbischen *butch/femme*-Beziehungsmustern oder Sexpraktiken, innerhalb derer Frauen sowohl ‚feminine‘ als auch ‚maskuline‘ Rollen übernahmen. Stattdessen propagierten die radikalen Feministinnen eine Strategie der Androgynität. Die darin mitschwingende Hoffnung auf eine gleichberechtigte und gewaltfreie Sexualität verspottete die sexpositive Seite als „Eierkuchen-Sexualität“ (Sichter mann 1981: 6) und hielt dagegen, dass Sex ohne Gewalt und Gefahr nicht zu haben sei: „Lust und Unlust sind Erfindungen des Geistes. Der Körper kennt nur Wollust und Schmerz“ (Lenk 1981: 54). Anstatt Dominanzgesten zu ächten, komme es deswegen darauf an, sich bisher als typisch männlich verachtetes sexuelles Verhalten anzueignen. Letztlich strebte der sexpositive Ansatz also danach, allen Beteiligten „passive Aktivität und aktive Passivität“ (ebd.) zu ermöglichen.

Der Konflikt zwischen sexpositiven und radikalen Feministinnen verhandelte allerdings nicht nur unterschiedliche Vorstellungen von Sex und Sexualität, sondern auch unterschiedliche Perspektiven auf Gefühle. Die sexpositive Seite warf ihren radikal-feministischen Gegnerinnen vor, dass diese unhinterfragt das Stereotyp der gefühlvollen Weiblichkeit übernahmen und so die „Liebe unter Frauen“ entsexualisierten, indem sie deren „Geilheit“ ausblendeten (N.N. 1980: 13). Daraus resultiere eine unnötig enge Verknüpfung zwischen Sex und einem „Geborgenheitsgefühl“ (G. 1980: 8), das nur eine langfristige emotionale Bindung bieten könne. Demgegenüber sprachen sich sexpositive Feministinnen allerdings mitnichten für emotionslosen, sondern eher für gefühlvollen und zugleich unkomplizierten Sex aus. Allenfalls radikal-feministische Stimmen erhoben mitunter den Vorwurf, dass die Betonung des Sexuellen in einer gefühllosen „Hetze nach dem Orgasmus“ enden müsse (Antje 1980: 15). Daneben warnten die radikalen Feministinnen vor den kommerzialisierenden und insbesondere entpolitisierenden Auswirkungen der sexpositiven Strategie.

Letztlich lässt sich die Gegenüberstellung von Sex und Gefühl also nicht eindeutig als Gegensatz von Körper und Geist fassen und keiner der Pole jeweils einer der beiden streitenden Parteien zuweisen. Im Kontext feministischer Debatten durchaus gängige Formulierungen wie „emotionaler Orgasmus“ (N.N. 1977: 8), die den Gegensatz zwischen Sex und Gefühl überbrückten, erschweren eine solche Simplifizierung ebenso wie Plädoyers für eine größere sexuelle Offenheit, die diese zumindest teilweise von ihrer körperlichen Dimension entfernten: „Sexualität kann so für mich die intensivste Form von – eben nicht ‚nur‘ körperlicher – Selbsterfahrung und Kennenlernen des anderen sein“ (Petersen 1981: 34). Im Konflikt zwischen sexpositiven und radikalen Feministinnen spielte sowohl die Trennung von Sex und Gefühl als auch deren Aufhebung eine aus-

schlaggebende Rolle. Diese Ambivalenz ergab sich vor allem aus dem Umstand, dass beide Seiten Sex wie Gefühl als körperliche Phänomene wertschätzten, während die idealistische Überhöhung geistiger Dimensionen allen Kontrahentinnen fremd war. An diesem Punkt unterscheidet sich der Konflikt zwischen radikalen und sexpositiven Feministinnen deutlich von der Auseinandersetzung zwischen der Homophilen- und der Schwulenbewegung. Die Kontrahentinnen waren sich gerade in der Überzeugung einig, dass sich Sex und Gefühl überhaupt nicht trennen ließen und dass letztlich beide emanzipatorisch-politische Wirkungen entfalten könnten.

Zwischen gefühlsbetontem Integrationsstreben und sexradikalen Widerstandsstrategien

Eine wiederum andere Konstellation der Polarisierung von Sex und Gefühl formierte sich seit der Jahrtausendwende, als die sexpositive und queer-politische Betonung sexueller und geschlechtlicher Transgression zunehmend aus transsexueller (vgl. Genschel 2003), feministischer (vgl. Glick 2000) und asexueller (vgl. Bogaert 2012) Perspektive in die Kritik geriet. Lesbische Aktivistinnen lehnten die zunehmende Sexualisierung homosexueller Selbstdarstellungen ab, weil sie – angesichts der pandemischen Präsenz sexualisierter Frauenkörper im heteronormativ strukturierten öffentlichen Raum – solche Strategien weder anwenden noch gutheißen konnten. Queer-feministische Kritiker_innen stießen sich außerdem auch am ‚Lookism‘ des sexualisierten Erscheinungsbildes, das durch den Ausschluss ‚unansehnlicher‘ Körper Attraktivitätsnormen produzierte, die unter anderem eine bestimmte Form des schwulen Männerkörpers privilegierten (vgl. Tietz 2012). Ferner kritisierte die Asexuellenbewegung die Fokussierung auf das Sexuelle, weil diese unterstelle, dass sich jeder Mensch für Sex begeistern können müsse. Demgegenüber betonten asexuelle Aktivist_innen interessanterweise die Gefühlsintensität nicht-sexueller Kontakte, wobei sie jedoch weder als lustfeindlich noch als „antisexuell“ gelten wollten (Anette 2010: 7). Damit folgte diese historisch neue Selbstpositionierung insofern einer paradoxen Logik, als sich die Asexuellen einerseits innerhalb des politischen Spektrums sexueller Dissidenzen verorteten, andererseits aber das Primat des Sexuellen infrage stellten, auf dem dieses Spektrum basierte.

Am deutlichsten äußerte sich die Kritik am ‚Sex-Hype‘ in einem weit verbreiteten Unbehagen an den hypersexualisierten Inszenierungen der CSD-Paraden. Diese stellten, so das Argument, die Trans- und Homosexuellen in einer exotischen Nische aus und erschwerten ihnen so den Zugang zur ‚seriösen‘ politischen Auseinandersetzung. 2009 reagierten die Organisator_innen des Kölner CSD auf diese Kritik, indem sie – im Namen von Liebe und Rücksichtnahme – zur Mäßigung aufriefen. Zwar sei für „manche Teilnehmerinnen und Teilnehmer [...] ein gewisses Maß an Freizügigkeit“ unerlässlich, aber dennoch sollten sie „Taktgefühl beweisen“ und die selbst eingeforderte „Toleranz“ nicht durch „maßlose Provokation überstrapazier[en]“ (Kölner Lesben- und Schwulentag e.V. 2009: 2,

§4). Ein Kommentator las dies als Domestizierungsversuch: „Nun sind die Zeiten pröder geworden; wichtiger als Sex sind *family values*“ (Feddersen 2011).

Eine gewisse Konjunktur familiärer Werte und Gefühle, wie Fürsorglichkeit und Liebe, kann man bereits in den 1990er Jahren beobachten. Nicht zuletzt, weil neue Behandlungsmöglichkeiten und deren Finanzierung durch die Krankenversicherung die Aids-Krise entschärften, verloren sexuelle Praktiken an politischer Brisanz. Stattdessen traten emotionale Dimensionen in den Vordergrund. Diese Entwicklung begünstigte beispielsweise die Formulierung „Mein Sohn liebt Männer“ (Zinn 1993) gegenüber der Wendung ‚Mein Sohn hat Sex mit Männern‘, die in der HIV-Präventionsforschung üblich gewesen wäre.

In den 1990er Jahren kristallisierte sich mit der sogenannten Homo-Ehe zudem ein politischer Horizont heraus, der auch nach Einführung der eingetragenen Lebenspartnerschaft in der Bundesrepublik im Jahr 2001 vielen Aktivist_innen weiterhin als Zielmarke dient. Sie fordern bis heute die schrittweise Gleichstellung mit der Ehe und die Anerkennung der Gleichwertigkeit von sogenannten Regenbogenfamilien mit heterosexuellen Verwandtschaftsformen. Liebe und die Bereitschaft, für Partner_innen und Kinder zu sorgen, dienen dabei häufig als strategische Embleme der angestrebten Integration und Gleichheit. In diesem Sinn forderte 2007 eine Kampagne „Gleiche Liebe, gleiches Recht!“ (LSVD 2007) und ersetzte der CSD im Südtiroler Brixen 2007 den rosa Winkel, der an die Verfolgung von Homosexuellen im Nationalsozialismus erinnert, durch ein rosa Herz unter dem Motto „We are family!“ (Centaurus 2007). Dieser Slogan (vgl. auch Zürich Pride 2002; CSD Freiburg 2007; CSD Leipzig 2008; CSD Schwerin 2013) hebt emotionale Bindungen hervor und blendet sexuelle Motive weitgehend aus. Dabei werden diese allerdings nicht mehr – wie noch in der Homophilenbewegung – beinahe panisch abgewehrt, sondern vielmehr relativiert und entpolitisiert. Beide Tendenzen implizieren jedoch eine Nachordnung des Körperlichen gegenüber dem Geistigen.

Diese Strategien stoßen auch auf Kritik. Die integrative Gleichstellung durch Imitieren der Normfamilie werten manche als „Heteronormalisierung“ (Hark/Laufenberg 2013). Andere kritisieren die entsexualisierende Fokussierung auf Ehe und Familie (Berlant 2001; Nay 2013), wobei mitunter auch von „homonormativen“ (Duggan 2003: 50) Regulierungen nicht-heterosexueller Lebensweisen im Sinne konsumkapitalistischer Verwertbarkeit die Rede ist. Dagegen mobilisieren einige wiederum den Sex als subversive Kraft (Berlant/Edelman 2014). Auch sexradikale Aktivist_innen beharren auf dem körperlichen Widerstandspotenzial (MacKendrick 1999; kritisch dazu vgl. Weiss 2011). Sie veranstalten Sexpartys und Workshops, um lustvolle Körpertechniken zu erlernen oder Sex-Spielzeuge zu basteln (Brown 2007; Bauer 2012). Damit knüpfen sie an sexpositive Traditionen an, verfolgen jedoch keine simple Strategie der sexuellen Befreiung durch das Ablegen falscher Hemmungen. Stattdessen spielen der Respekt für die scham- und angstbehafteten Grenzen der Partner_innen, sexualethische Fragen und die Aushandlung von Regeln eine zentrale Rolle (vgl. Woltersdorff 2008). Die Sexradikalen legen – der radikal-feministischen Kritik entsprechend – großen Wert auf die spezifische Ausgestaltung der Sexualität jenseits der Norm. In diesem Zusammenhang messen sie gerade ,unse-

ligen‘ Gefühlen wie Scham eine hohe Bedeutung als psychischen Spuren eines widerständigen Körpers zu (Halperin 2007; Bersani 2008). Somit streben die Sexradikalen in gewisser Weise an, das radikale Potential des Körperlichen mit der kritischen Kraft des Geistigen zu versöhnen, anstatt die beiden Dimensionen voneinander zu trennen.

Queer-feministische Kontroversen um Affekt und Emotionen

Die Aufwertung ambivalenter Gefühle wie Scham, Melancholie und Trauer kennzeichnet ebenfalls die queer-feministischen Annäherungen an Affekt und Emotionen, die in den letzten Jahren vor allem der US-amerikanische Wissenschaftsdiskurs hervorbrachte. Diese Debatten sind allerdings nicht nur mit dortigen Bewegungszusammenhängen, sondern auch – wie der letzte Abschnitt zeigte – mit aktivistischen Szenen im deutschsprachigen Raum eng verwoben. Das Kritisieren von integrativen Liebes- und Familienrhetoriken als „homonormativ“ (Duggan 2003: 50), die Ablehnung des schwulenbewegten Stolzes – Gay Pride – und der Zweifel an der Hoffnung auf Glück angesichts ihrer Verwertbarkeit im Sinne des neoliberalen Zwangs zur Selbstoptimierung weckten das theoretische Interesse an schlechten Gefühlen (vgl. Cvetkovich 2003; Love 2007; Halperin/Traub 2009; Lorenz 2009, Ahmed 2010). Diese von den Liebes-, Erfolgs- und Glücksnarrativen marginalisierten Gefühle betonen nicht nur das subversive Potential nicht-heterosexueller Lebensweisen, sondern ermöglichen auch neue Allianzen gegen Rassismus, Sexismus, Klassismus und Behindertenfeindlichkeit (vgl. Muñoz 2000; Gutiérrez-Rodríguez 2010; Puar 2012). Gleichzeitig reagierte die theoretische Auseinandersetzung mit Gefühlen auf die Emotionalisierung homophober und anti-feministischer Rhetoriken, die nicht nur die Formulierung besserer Argumente, sondern auch eine Politisierung der Affekte zu erfordern schien. Diese Gegen-Emotionalisierung provozierte die Frage, ob mit dem sexuellen Begehren nicht auch die spezifische Radikalität queer-theoretischen Denkens aus dem Blick geriete (Angerer 2007; Halley/Parker 2011).

Wenn man sich die Genealogie des Gegensatzes zwischen Sex und Gefühl und der damit eng verwandten Körper/Geist-Dichotomie vor Augen führt, so fällt an diesem Punkt auf, dass der Affekt als körperlich-unmittelbare Kraft von den Emotionen als geistig-kognitiven, sprachlich vermittelten und sozial regulierten Phänomenen abgegrenzt wird (vgl. Massumi 2002; Thrift 2007). Diese Unterscheidung ist für queer-feministische Ansätze reizvoll, weil sie erlaubt, das Abwenden vom Sex als ein Hinwenden zur affektiven Körperlichkeit zu deuten (vgl. Probyn 2005; Munt 2008). Anders als das ‚Gefühl‘ im homophilen Verständnis impliziert ‚Affekt‘ weder Vergeistigung noch Körperferne. Vielmehr ersetzt der *affective turn* das – aus psychoanalytischer wie diskursanalytischer Sicht zweifelhafte – subversive Potential des Sexuellen durch die transgressive Kraft des Affektiven. Folglich privilegieren Annäherungen an den Affekt häufig dessen Körperlichkeit, die – so die Behauptung – eine materielle Wirklichkeit außerhalb sprachlicher und sozialer Konventionen zu erschließen verspreche (Hemmings 2005: 550). Diese transgressive Hoffnung erinnert sowohl an schwu-

le, sexpositive oder sexradikale emanzipatorische Utopien als auch an Foucaults raunende Formulierung von den „Körpern und Lüsten“, die sich nicht in den Zwängen des „Sex-Begehrens“ verfangen würden (beide: Foucault 1983: 187).

Während solche Annäherungen an das Gefühl mit der Unterscheidung zwischen Affekt und Emotionen die Opposition zwischen Körper und Geist nur in eine neue Konstellation übersetzen und deshalb aus unserer Sicht problematisch sind, ziehen andere affekttheoretische Ansätze weniger klare Grenzen und eröffnen damit differenziertere Perspektiven. Eve Sedgwick (2003) entfernt sich zwar ebenfalls von sexuellen Fragen und privilegiert zugleich den Körper als Ort des Affekts, denkt diesen aber eher von der Potentialität des Unbestimmten als von der radikalen Subversion her. Sie kritisiert queer-theoretische Ansätze für ihren ausschließlichen Fokus auf die sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit und den Zwang, das hegemoniale Regime des Machtwissens überall aufspüren und unterlaufen zu müssen. Diese Suche nach einem Außerhalb oder Dahinter beschreibt Sedgwick als paranoid und empfiehlt stattdessen einen affektbasierten und heilenden Bezug zur Welt (ebd.: 123-151). Kritiker_innen werfen ihr vor, sie vernachlässige dabei sowohl die intentional-geistige Dimension als auch die sozio-kulturelle Spezifik der Gefühle und betrachte diese stattdessen als körperliche und universale Reaktionsmuster. Dieser Affektbegriff entbinde die Einzelnen von der Verantwortung für ihr Handeln (Leys 2011) und erschwere machtkritische Perspektiven (Hemmings 2005). Diese ernstzunehmenden Argumente beruhen allerdings auf einer simplifizierenden Lesart Sedgwicks, die Affekte nicht losgelöst von ihrem gesellschaftlichen Umfeld betrachtet, sondern vielmehr die Fluidität und Unbestimmtheit affektiver Weltbezüge betont. Diese erschlossen die „middle ranges of agency“, wo die Gegensätze zwischen Subversion und Konvention oder zwischen Körper und Macht ihre Bedeutung verlören und sich „effectual creativity or change“ ereignen könnten (Sedgwick 2003: 13).

Noch deutlicher und damit für unsere Argumentation noch hilfreicher, umgehen die Vertreter_innen des *Chicago Feel Tank* die Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion und den damit verknüpften Widerspruch zwischen Körper und Geist. Obwohl die Benennung dieses Zusammenhangs – in der Abgrenzung vom Think Tank – eine Distanz zwischen körperlichem Fühlen und geistigem Denken zu markieren scheint, versteht dieser Ansatz Affekte mitnichten als das radikal Andere der Vernunft, als außerhalb von diskursiven Formationen und sozio-ökonomischen Machtbeziehungen liegende Phänomene. Stattdessen steht die Verwobenheit von Affekt und Macht im Zentrum des Interesses (vgl. Cvetkovich 2003; Berlant 2008; Bargetz/Sauer 2010; Hemmings 2012). Affekte und Emotionen gelten dabei nicht als per se widerständig oder unbeherrschbar, sondern als von sprachlichen und politischen Strukturen geprägt und damit auch als mögliche Werkzeuge und Effekte der Unterdrückung. Ihr Potential erschöpft sich jedoch nicht in ihren jeweiligen Aktualisierungen und bewahrt damit einen transgressiven Rest (Gould 2010: 25-28). Aus dieser Perspektive geraten Gefühle als Motoren des Protests ebenso in den Blick wie Verknüpfungen von Affekt und Geist, die in Formulierungen wie „affective knowledge“ (Berlant 2008: 2) oder „the critical intelligence of affect“ (ebd.: 20) anklingen und die Opposition

von Emotionalität und Reflexivität aufheben. Wir halten diese Denkbewegung für besonders anschlussfähig und inspirierend, weil sie den nicht immer klar benennbaren, körperlichen, aber nicht geistlosen Gefühlen in theoretischen wie in aktivistischen Zusammenhängen breiten Raum einräumt.

Fazit

Wie dieser Durchgang durch die Zeitgeschichte sexualpolitischer Bewegungen gezeigt hat, greift der *affective turn* in mehrfacher Hinsicht argumentative Strategien früherer Debatten auf. Das gilt sowohl für die Betonung des Körpers auf der Suche nach einem Außen von Bedeutungen, Konventionen und Machtverhältnissen als auch für das Ausweichen auf Gefühle beim Versuch, der Dominanz des Sexuellen zu entgehen. Interessanterweise entfalteten sich dabei immer wieder andere Konstellationen des Gegensatzes zwischen Sex und Gefühl, die ihrerseits immer wieder auf je besondere Weise das Verhältnis zwischen Körper und Geist reartikulierten. Während die Homophilen gegen die diskriminierende Sexualisierung der Homosexuellen deren edle Gefühle ins Spiel brachten, setzte die Schwulenbewegung auf ein selbstbewusstes Ausstellen sexueller und körperlicher Devianz, wobei sie Gefühle mitnichten ausschloss, sondern vielmehr auf eine Immunisierung gegen ambivalente und schlechte Gefühle abzielte. Für die Homophilenbewegung läuft also – um auf eine unserer eingangs gestellten Fragen zurückzukommen – die Strategie einer Emotionalisierung auf eine Entsexualisierung hinaus. Doch bereits auf der schwulenbewegten Gegenseite entsprach die umgekehrte Strategie einer Sexualisierung nicht mehr einer Entemotionalisierung. Noch weniger lassen sich die späteren Konstellationen in einem solchen Sinne simplifizieren. Die radikalen Feministinnen betonten den schützenden und heilsamen Charakter rein weiblicher Gefühlsräume, während ihre sexpositiven Kontrahentinnen die unvermeidliche und aus ihrer Sicht lustvolle Ambivalenz jeder emotionalen und sexuellen Beziehung hervorhoben. Beide Positionen räumten dabei allerdings dem Körper als Medium der Emanzipation einen herausragenden Stellenwert ein, wobei radikal-feministischerseits dessen Befreiung aus patriarchalen Strukturen, sexpositiverseits dagegen dessen universales Potential zur Grenzüberschreitung im Vordergrund stand. Daraus resultierten unterschiedliche utopische Vorstellungen von Sex, die entweder Harmonie und Gleichberechtigung oder ein kreatives Aufgreifen des sexuellen Spiels mit Dominanz und Unterwerfung propagierten. Auch die Sexradikalen hofften auf die Befreiungskraft des Sexuellen und betonten zugleich widerspenstige Gefühle, wie Scham, die ein partnerschaftliches Aushandeln notwendig machten. Auf dieser Grundlage mobilisierten sie das transgressive Potential des Körpers gegen dessen Ausblenden in der Ikonisierung sogenannter Regenbogenfamilien und Homo-Ehen. Die stärker auf die integrative Kraft des Emotionalen setzende Strömung tendierte dagegen, ähnlich wie die Homophilen, zur Entsexualisierung, die hier wiederum mit einer Emotionalisierung korrespondierte.

Aus diesen Beobachtungen lassen sich unserer Meinung nach einige für die gegenwärtige affekttheoretische Debatte anregende Schlussfolgerungen ziehen: Der Umstand, dass die Bejahung des Sexuellen häufig mit geschlechterüberschreitenden und entnaturalisierenden Figuren und Praktiken korrespondierte, während die Betonung der Gefühle oft mit polarisierenden und essenzialisierenden Tendenzen einherging, verweist auf die Gefahr, in der Beschäftigung mit Affekt die Kritik heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit aus den Augen zu verlieren. Der Umstand, dass sich Sexualisierung ebenso als emanzipatorisch wie als diskriminierend beschreiben lässt, legt darüber hinaus nahe, von einer ausschließlichen Fokussierung auf das grenzüberschreitende Potential des Körpers abzusehen. Außerdem gilt es, sich angesichts der in den Debatten aufgerufenen einander widersprechenden Bedeutungen sowohl von Sex als auch von Gefühl vor einem monolithischen Verständnis dieser Phänomene zu hüten. Schließlich deuten die wiederholten Bezüge auf die Dichotomie von Körper und Geist darauf hin, dass auch affekttheoretische Ansätze diese nicht endgültig überwunden haben. In der Unterscheidung zwischen körperlichem Affekt und geistigen Emotionen sind ihre Spuren zwar besonders deutlich erkennbar, der Gegensatz bleibt aber auch darüber hinaus virulent. Deswegen plädieren wir dafür, auf der Präsenz geistiger Dimensionen im Affektiven sowie körperlicher Züge im Emotionalen zu beharren. Die eingangs gestellte Frage nach der Trennbarkeit von Sex und Gefühl beantworten wir daher negativ. Dagegen verweisen argumentative Figuren wie der „emotionale[] Orgasmus“ (N.N. 1977: 8) aus der Zeit der Sex-Kriege, die besonnene Lust der Sexradikalen oder der intelligente Affekt im Denken des *Chicago Feel Tank* in die unseres Erachtens richtige Richtung. Statt den damit umkreisten Antagonismus also einfach zu verabschieden, kommt es vielmehr darauf an, sich selbst bei dessen Aktualisierung zu beobachten, ohne gleichzeitig den Sinn und das Gespür für die politisch wie theoretisch reizvollen Figuren der Überschreitung, des Außen, des Risses oder der radikalen Alterität zu verlieren. Denn die Möglichkeit, sich daneben zu fühlen, bleibt liebenswürdig und begehrenswert.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Benno Gammerl
 Max-Planck-Institut für Bildungsforschung,
 Lentzeallee 94, 14195 Berlin
 gammerl@mpib-berlin.mpg.de

Volker Woltersdorff
 ICI Berlin,
 Christinenstraße 18/19, Haus 8, 10119 Berlin
 punkpoet@zedat.fu-berlin.de

Literatur

- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness*. Durham: Duke Univ. Press.
- Anette (2010): Wer „A“ sagt muss nicht „B“ sagen. Ein sexpositives Zine über A_sexualität. o.O.: Selbstverlag.
- Angerer, Marie-Luise (2007): *Vom Begehren nach dem Affekt*. Zürich/Berlin: Diaphanes.
- Antje (1980): Mit einer Frau zu schlafen, die lieber ein Mann wäre. In: *Lesbenstich* 1, S. 15.
- Bargetz, Brigitte/Sauer, Birgit (2010): Politik, Emotionen und die Transformation des Politischen. Eine feministisch-machtkritische Perspektive. In: *ÖZP* 39, 2, S. 141-155.
- Bauer, Robin (2012): Spielplätze und neue Territorien – Das Erfinden von alternativen Geschlechtsidentitäten durch queere Communitys am Beispiel von BDSM-Praktiken. In: Niendel, B./Weiss, V. (Hrsg.): *Queer zur Norm*. Hamburg: Männerschwarm, S. 30-39.
- Berlant, Lauren Gail (2001): Love, a Queer Feeling. In: Dean, T./Lane, Ch. (Hrsg.): *Homosexuality and Psychoanalysis*. Chicago/London: University of Chicago Press, S. 432-451.
- Berlant, Lauren Gail (2008): *The Female Complaint: The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture*. Durham: Duke Univ. Press.
- Berlant, Lauren Gail/Edelman, Lee (2014): *Sex, or the Unbearable*. Durham: Duke Univ. Press.
- Bersani, Leo (2008): Shame on You. In: Bersani, L./Phillips, A. (Hrsg.): *Intimacies*. Chicago: Univ. of Chicago Press, S. 31-56.
- Bogaert, Anthony F. (2012): *Understanding Asexuality*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Brown, Gavin (2007): Mutinous Eruptions: Autonomous Spaces of Radical Queer Activism. In: *Environment and Planning A* 39, S. 2685-2698.
- Brühwarm (1979): Sie ham mir ein Gefühl geklaut. In: *Album Entartet*. David Volksmund Produktion.
- Bubeck, Ilona (2000) (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*. Berlin: Querverlag.
- Butler, Judith (1999): *Revisiting Bodies and Pleasures*. In: Bell, V. (Hrsg.): *Performativity and Belonging*. London: Sage, S. 11-20.
- Centaurus, Homosexuelle Initiative Südtirol (2007): Editorial. In: *Centaurus News* 1, S. 1.
- Cvetkovich, Ann (2003): *An Archive of Feelings: Trauma, Sexuality, and Lesbian Public Cultures*. Durham: Duke Univ. Press.
- Dannecker, Martin (1984): Engel des Begehrens. Die Sexualität der Figuren in Hubert Fichtes Werk. In: Heinrichs, H.-J. (Hrsg.): *Der Körper und seine Sprachen*. Frankfurt/Paris: Qumran, S. 14-35.
- Duggan, Lisa (2003): *The Twilight of Equality. Neoliberalism, Cultural Politics and the Attack on Democracy*. Boston: Beacon Press.
- Duggan, Lisa/Hunter, Nan D. (1995) (Hrsg.): *Sex Wars. Sexual Dissent and Political Culture*. New York/London: Routledge.
- Feddersen, Jan (2011): Für Schwule ist es schwerer. In: *taz* vom 24.6. <<http://www.taz.de!/73103>>. (Zugriff am 4.1. 2014).
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- G. (1980): Im Kopfstand mit Eisbein. In: *Lesbenstich* 1, S. 7-9.
- Gammerl, Benno/Hitzer, Bettina (2013): Wohin mit den Gefühlen? Vergangenheit und Zukunft des Emotional Turn in den Geschichtswissenschaften. In: *Berliner Debatte Initial* 3, S. 31-40.
- Genschel, Corinna (2003): *Queer Meets Trans Studies: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher*

- Transgressionen in Queer Theorie. In: Freiburger FrauenStudien 9, 12, S. 163-185.
- Glick, Elisa (2000): Sex Positive: Feminism, Queer Theory, and the Politics of Transgression. In: *Feminist Review* 64, S. 19-45.
- Gould, Deborah C. (2010): On Affect and Protest. In: Cvetkovich, A. et al. (Hrsg.): *Political Emotions*. London/New York: Routledge, S. 18-44.
- Grau, Günter (2001) (Hrsg.): *Schwulsein 2000. Perspektiven im vereinigten Deutschland*. Hamburg: Männer-schwarm.
- Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (2010): *Migration, Domestic Work and Affect: A Decolonial Approach on Value and the Feminization of Labor*. London/New York: Routledge.
- Halley, Janet E./Parker, Andrew (2011): *After sex? On Writing since Queer Theory*. Durham: Duke Univ. Press.
- Halperin, David M. (2007): *What do Gay Men Want? An Essay on Sex, Risk, and Subjectivity*. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press.
- Halperin, David M./Traub, Valerie (2009): *Gay Shame*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Hark, Sabine/Laufenberg, Mike (2013): *Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus*. In: Appelt, E. et al. (Hrsg.): *Gesellschaft: Feministische Krisendiagnosen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 227-245.
- Hemmings, Clare (2005): Invoking Affect: Cultural Theory and the Ontological Turn. In: *Cultural Studies* 19, 5, S. 548-567.
- Hemmings, Clare (2012): *Affective Solidarity: Feminist Reflexivity and Political Transformation*. In: *Feminist Theory* 13, 2, S. 147-161.
- Hocquenghem, Guy (1974): *Das homosexuelle Verlangen*. München: Hanser.
- Hocquenghem, Guy (1979): *Wir sind eine soziale Plage*. In: Dieckmann, B./Pescatore, F. (Hrsg.): *Elemente einer homosexuellen Kritik*. Westberlin: rosa Winkel, S. 121-142.
- Kölner Lesben- und Schwulentag e.V. (2009): *CSD-Charta*. <http://www.colognepride.de/download/csd_charta.pdf>. (Zugriff am 2.1. 2014).
- Lenk, Elisabeth (1981): *Währungsreform der Lust*. In: *Courage* 3,5 (Sonderheft Sexualität), S. 54-55.
- Leys, Ruth (2011): *The Turn to Affect: A Critique*. In: *Critical Inquiry* 37, 3, S. 434-472.
- Lorenz, Renate (2009): *Scham – pervers sexuell arbeiten im kontext neoliberaler ökonomie*. In: *AG Queer Studies* (Hrsg.): *Verqueerte Verhältnisse*. Hamburg: msk, S. 131-147.
- Lorez, Gudula (1977): *Lust am eigenen Leib*. In: *Courage* 2, 6/7, S. 31-32.
- Love, Heather (2007): *Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer History*. Cambridge: Harvard Univ. Press.
- LSVD (2007): *Pressemitteilung: Keine Halben Sachen! Gleiche Liebe, gleiches Recht!*: <<http://www.lsvd.de/presse/prespiegel/prespiegel/article/keine-halben-sachen-gleiche-liebe-gleiches-recht-253.html>>. (Zugriff am 2.1. 2014).
- MacKendrick, Karmen (1999): *Counterpleasures*. Albany: State Univ. of New York Press.
- Massumi, Brian (2002): *Parables for the Virtual: Movement, Affect, Sensation*. Durham: Duke Univ. Press.
- Müller, Klaus (1991): *Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut. Homosexuelle Autobiographien und medizinische Pathographien im neunzehnten Jahrhundert*. Berlin: rosa Winkel.
- Muñoz, José Esteban (2000): *Feeling Brown: Ethnicity and Affect in Ricardo Bracho's The Sweetest Hangover (and Other STDs)*. In: *Theatre Journal* 52, 1, S. 67-79.
- Munt, Sally R. (2008): *Queer Attachments: The Cultural Politics of Shame*. Aldershot: Ashgate.

- N.N. (1977): Frauen berichten über ihren Orgasmus. In: *Courage* 2, 8, S. 4-9.
- N.N. (1980): Frauenliebe. In: *Lesbenstich* 1, S. 13-14.
- Nay, Eveline Y. (2013): Feeling Differently. Affektive Politiken der Gleichheit in Differenz. In: Grisard, D. et al. (Hrsg.): *Verschieden sein: Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach/Taunus: Helmer, S. 281-294.
- Perincio, Cristina (1980): „... daß ich erst dann Geld kriege“: Vergewaltigung in der Ehe. In: *Courage* 5, 6, S. 16-17.
- Petersen, Karin (1981): Leichte flatternde Lust. In: *Courage* 3, 5 (Sonderheft zur Sexualität), S. 34-37.
- Plogstedt, Sibylle (1978): Die Gewalt in unseren Köpfen: Kölner Kongreß. In: *Courage* 3, 6, S. 7-8.
- Praunheim, Rosa von/Dannecker, Martin (1976): Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt oder „Das Glück in der Toilette“. In: Praunheim, R. v. (Hrsg.): *Sex und Karriere*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, S. 189-199.
- Pretzel, Andreas/Weiß, Volker (2012): Die Schwulbewegung der 1970er Jahre. Annäherungen an ein legendäres Jahrzehnt. In: Dies. (Hrsg.): *Rosa Radikale. Die Schwulbewegung der 1970er Jahre*, Hamburg: Männerschwarm, S. 9-21.
- Probyn, Elspeth (2005): *Blush: Faces of Shame*. Minneapolis: Univ. of Minnesota Press.
- Puar, Jasbir K. (2012): *Coda: The Cost of Getting Better: Suicide, Sensation, Switchpoints*. In: *GLQ* 18, 1, S. 149-158.
- Rexhausen, Felix (1971): Losung 71: Seid stolze Schwule. In: *him* (Januar), S. 16-17.
- Rheiner, Rudolf (1962): Zur Diskussion in kirchlichen Kreisen der Schweiz. In: *Der Kreis* 11, S. 6-8.
- Rolf (1961): Die Ethik der Freundesliebe. In: *Der Kreis* 12, S. 2-7.
- Salmen, Andreas/Eckert, Albert (1989): *20 Jahre bundesdeutsche Schwulbewegung 1969-1989*. Köln: BHV Materialien.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*. 2. Aufl. Durham: Duke Univ. Press.
- Sichtermann, Barbara (1981): Der Tanz des sich Vorwagens: Gewalt und Lust. In: *Courage* 6, 12, S. 6-9.
- Thrift, Nigel (2007): *Non-Representational Theory: Space, Politics, Affect*. London/New York: Routledge.
- Tietz, Lüder (2012): Queer Pride: Normativität oder Normativitätskritik? In: Weiß, V./Niendel, B. (Hrsg.): *Que(e)r zur Norm leben*. Hamburg: Männerschwarm, S. 40-64.
- Weiss, Margot Danielle (2011): *Techniques of Pleasure: BDSM and the Circuits of Sexuality*. Durham: Duke Univ. Press.
- Woltersdorff, Volker (2008): Doppelt pervers? Über schwule, lesbische und transqueere SM-Sozialität. In: Hill, A. et al. (Hrsg.): *Lust-voller Schmerz*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 113-126.
- Zinn, Dorit (1993): *Mein Sohn liebt Männer*. Frankfurt/M.: Fischer.

Sebastian Winter

Das Unbewusste sitzt im Fleisch

Einige psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zum *affective turn* in der Geschlechterforschung

Zusammenfassung: Der *affective turn* ist an der Vermittlungsstelle von Konstruktivismus und Essentialismus angesiedelt. Der Artikel stellt diese theoretischen Grundlagen dar und ergänzt sie mit anderen Ansätzen zu dieser Vermittlung. Dabei werden neben der Leibphänomenologie und Bourdieus Habitus-Theorie insbesondere zwei psychoanalytisch-sozialpsychologische Ansätze hervorgehoben: die „Kritische Theorie des Subjekts“ von Alfred Lorenzer sowie die „Allgemeine Verführungstheorie“ Jean Laplanches. Diese Theorien bieten Möglichkeiten, Affekte als nicht biologische, aber dennoch leiblich verankerte Phänomene zu verstehen. Affekte entstammen demnach frühen, vor-subjektiven Interaktionserlebnissen und werden zunächst nicht psychisch, sondern nur leiblich registriert. Bei ihrer Übersetzung in die kulturellen Symbolsysteme, die sie zu bewusst wahrnehmbaren Gefühlen modifiziert, fallen notwendigerweise unübersetzbare ‚Reste‘ an – Unbewusstes, das weiterhin nur leiblich vorhanden und der Psyche entzogen ist. Vor diesem theoretischen Hintergrund erweitere ich Judith Butlers Entwurf der melancholischen Natur der heteronormativen Geschlechterordnung um eine leibliche Dimension und ziehe Folgerungen für eine ‚Politik der Gefühle‘.

Schlagwörter: Leib; Melancholie; Psychoanalyse; Symbolisierung; Trieb.

The Unconscious is situated in the Flesh – Some psychoanalytic social-psychological considerations about the *affective turn* in gender studies

Abstract: The *affective turn* emerges at the mediating-point between constructivism and essentialism. This paper presents the *affective turn*'s theoretical foundations while supplementing them with other theoretical approaches. Apart from body-phenomenology and Bourdieu's theory of habitus, the article pays special attention to two psychoanalytic, social-psychological approaches: the "Critical Theory of the Subject" by Alfred Lorenzer and Jean Laplanche's "General Theory of Seduction". These theories provide an understanding of affects not as biologically determined, but nevertheless anchored in the body. They derive from early, pre-subjective interaction-experiences and are, initially, not registered mentally but only bodily. Due to their translation into cultural symbolic systems they are modified to consciously perceivable emotions. However, untranslatable "leftovers" remain – the unconscious, which is still present in the body and cannot be integrated into the psyche. In reference to this theoretical background, this paper supplements Judith Butler's explanation of the melancholic nature of the heteronormative gender with a bodily dimension and draws consequences for a "policy of emotion".

Keywords: body; melancholia; psychoanalysis; symbolization; drive.

Konstruktivismus vs. Essentialismus

Affekte sind als Forschungsthema (wieder) in den Geistes- und Sozialwissenschaften angekommen. Im Gegensatz zur kulturellen Strukturierung des *Denkens*, dem der *linguistic turn* gegolten hat, verspricht der *affective turn* auch die kulturelle Natur des affektiven *Empfindens* zu erhellen. Affekte zu untersuchen ist eine heikle Angelegenheit: In der Geschlechterforschung war mit der analytischen Unterscheidung eines materiellen Substrats – *sex* – von dessen kulturellen Ausdrücken – *gender* – die Frage nach einer möglichen Leiblichkeit und Affektivität jenseits ihrer Repräsentation eskamotiert bzw. an die Biologie delegiert worden. Die Angriffe auf diesen Dualismus durch konstruktivistische Ansätze sprachen der Biologie jede Erklärungskraft ab und kamen in der Tendenz zu dem Ergebnis, dass über das außerdiskursive Sein des Leibes nicht nur nichts ausgesagt werden könne, sondern dass dieses als wirkmächtiges gar nicht existiere (Maihofer 1995: 48). Ein eventuell resistenter leiblicher Eigensinn, der in den diskursvermittelten Körpervorstellungen nicht aufginge, konnte theoretisch kaum noch in den Blick genommen werden und blieb doch evident:

Praxis ist keine *Verkörperung* von kulturellen Diskursen. Menschen sind keine wandelnden, zu Fleisch gewordenen Codes oder Semantiken. Die Lebendigkeit des Tuns fordert die Ordnung der Diskurse immer heraus. (Villa 2013: 61)

Den konstruktivistischen Ansätzen stehen in den Diskursen von Biologie, Medizin und Esoterik essentialisierende, biologisierende oder romantisierende Annahmen gegenüber, die in die Erklärungslücke des leiblichen Eigensinns vorstoßen und, oftmals mit antifeministischem Unterton, erklären, dass Sprache und Kultur nur eine unvollkommene Repräsentation der wahren Natur des Menschen seien. An dieser Gegenüberstellung von Konstruktivismus und Essentialismus setzt der *affective turn* – eine um die Jahrtausendwende in den USA entstandene geistes- und sozialwissenschaftliche Diskursentwicklung – an und versucht, eine vermittelnde Alternative zu bieten.

Dieser Aufsatz dient der kritischen Introspektion der theoretischen Grundlagen dieses Projekts. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den parallel zum *affective turn* in Europa entwickelten Ansätzen der Vermittlung von Konstruktivismus und Essentialismus. Anschließend wird eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Perspektive zur Diskussion gestellt, die reiches Potential für die Erklärung des Verhältnisses von Leib, Affekt, Subjekt und Gesellschaft enthält, jedoch auf beiden Seiten des Atlantiks weitgehend unbekannt geblieben oder wieder in Vergessenheit geraten ist.

Wie lassen sich – so die leitenden Fragen dieser Reise durch die Theorien – die leibliche Affektivität und ihre diskursiv geleitete Wahrnehmung zusammen und gegeneinander denken, ohne an den täuschenden Untiefen von Essentialismus und Konstruktivismus zu stranden und welchen Ertrag kann diese Reise für eine „Politik der Gefühle“ liefern?

Der *affective turn*

Der *affective turn* richtet den Fokus auf den leiblich-affektiven Eigensinn jenseits der bewussten, diskursiven Subjektivität:

The turn to affect points [...] to a dynamism immanent to bodily matter and matter generally – matter's capacity for self-organization in being informational – which, I want to argue, may be the most provocative and enduring contribution of the affective turn. (Clough 2010: 206f.)

Zwei theoretische Hauptwege lassen sich hier unterscheiden (Gregg/Seighworth 2010: 5). Einerseits eine an dem Werk des Psychologen Silvan S. Tomkins orientierte Richtung: Affekte werden hier als leibliche Reaktionen (Änderungen der Atem- und Herzschlagfrequenz, der Hautdurchblutung, unwillkürliche Muskelbewegungen etc.) auf innere und äußere Reize aufgefasst, die in verschiedene Grundtypen unterteilt werden können. Die Anlässe für diese Affekte seien zunächst nur durch unspezifische „innate scripts“ (Tomkins 1987: 148f.) festgelegt: „any affect may have any ‚object““ (Tomkins, zit. nach Sedgwick/Frank 1995: 503). Welche affektive Reaktion in welcher Situation ausgelöst wird, entscheide sich lebensgeschichtlich erst durch das wiederholte Erleben ähnlicher „Szenen“ (Tomkins 1978: 211f.). Die sich so entwickelnden *ideo-affective postures* prägen die emotionale Wahrnehmung und prädisponieren die Subjekte für die Übernahme von (politischen) Ideologien (Tomkins 1995). Die primären Affekte selbst seien aber ebenso eine Angelegenheit der Biologie wie die „Triebe“, die als innere Reize Affekte auslösen (Tomkins 1978: 202). Dem von Foucault als essentialistisch kritisierten Repressions-Paradigma verhaftet, fragt Tomkins danach, inwieweit Gesellschaften die „free expression of innate affects“ (ebd.: 208) und „innate scripts“ unterdrücken, was zu psychosomatischen Erkrankungen führen könne (ebd.). Er beschreibt in diesem Zusammenhang insbesondere die patriarchal-normative Hierarchisierung der Affekte und deren Zulassen bzw. Verboten gemäß Männlichkeits- bzw. Weiblichkeitsidealen (Tomkins 1987: 173ff., 205). Andererseits existiert im *affective turn* ein Ansatz, der im Gegensatz zu Tomkins keine angeborenen Triebe und Affektqualitäten annimmt, sondern lediglich ein Potential leiblicher Erregbarkeit (*arousal*), dessen *Quantität* sich erst in konkreten Aktualisierungen ausformt und fixiert. Diese Richtung wurde von dem Philosophen Brian Massumi in einem grundlegenden Artikel begründet (Massumi 1995). Die von ihm mit dem „affect“ gleichgesetzte (ebd.: 88) leibliche Erregbarkeit, vergleichbar mit der grenzenlosen und alogischen „Wunschmaschine“ des *Anti-Ödipus* (vgl. Deleuze/Guattari 1974 [1972]), sei

characterized by a crossing of semantic wires: [...] sadness is pleasant. The level of intensity is organized according to a logic that does not admit of the excluded middle. This is to say that it is not semantically or semiotically ordered. (Massumi 1995: 85)

Eine Ausdifferenzierung und Tendenz in der Ausrichtung dieser Quantität bilde sich erst in der Lebensgeschichte der Individuen als leiblicher Niederschlag von Interaktionserlebnissen heraus:

[T]he *trace* of the past actions *including a trace of their contexts* were conserved in the brain and in the flesh [...]. The trace determines a tendency, the potential, if not yet the appetite, for the autonomic repetition and variation of the impingement. (ebd.: 91ff.)

Diese leiblichen Tendenzen können in einem weiteren Schritt eine Qualität annehmen, wenn sie benennbar werden. Sie wandeln sich dann zum bewussten Gefühl oder emotion:

Emotion is qualified intensity, the conventional, consensual point of insertion of intensity into semantically and semiotically formed progressions, into narrativizable action-reaction circuits, into function and meaning. (Massumi 1997: 88)

Bei jeder solchen Wandlung von „arousal“/„affect“ zu „traces“ zu „emotion“ bleibe aber „a never-to-be-conscious remainder“ der basalen Alogik zurück (Clough 2010: 209), der nur in unwillkürlichen Reaktionen des Leibes zu beobachten und als unscharfer „sense of aliveness“ zu verspüren sei (Massumi 1995: 97).

Wenn leibliche Affekte ihre lebensgeschichtliche Konkretisierung und einen emotionalen Ausdruck finden, unterliegen sie dabei einer Modifikation – diese Annahme ist beiden Richtungen innerhalb des *affective turn* gemein. Aber ist mit Tomkins Beschreibung der angeborenen primären Affekte schon die tiefste Schicht erreicht oder droht hier eine essentialistische Untiefe? Können Affekte „unterdrückt“ werden? Und inwiefern fallen bei ihrer Bewusstwerdung „remainders“ an? Mit den Begriffen des ‚Leibes‘ und der ‚Hexis‘ lässt sich die Geschichte der Affekte und ihr Verhältnis zum Bewusstsein weiter ausleuchten.

Leib und Hexis

In Europa, insbesondere im deutschsprachigen Raum, wird in der Geschlechterforschung vor allem von Seiten der Körpergeschichte, der Leibphänomenologie und der Sozialisationsforschung Kritik an der Gegenüberstellung von Konstruktivismus und Essentialismus geübt – meist ohne direkte Bezugnahmen auf den *affective turn*. Stattdessen wird sich auf die Unterscheidung zwischen der diskursiv konstituierten Wahrnehmung des objektiven ‚Körpers‘ und dem schwer benennbaren Empfinden des subjektiven ‚Leibes‘ gestützt, wie sie von Helmuth Plessner, Hermann Schmitz und Maurice Merleau-Ponty entwickelt worden ist.¹ Der Leib ist die unwillkürlich vernommene Dimension des vermessbaren und beschreibbaren Körpers, dessen „eigenleibliches Spüren“ sich der diskursiven Vernunft entzieht: „ein Gewoge verschwommener Inseln [...], die in Ausnahmefällen auch die Grenzen des sicht- und tastbaren Körpers überschreiten können“ (Schmitz 2008a [1989]: 12), ein nicht-subjekthaftes Hin und Her

zwischen „Eigenwelt“ und „Fremdwelt“ (Schmitz 2008b [1989]: 86f.) statt eines zusammenhängenden und klar begrenzten Körpers. Das ganz eigene „Alphabet der Leiblichkeit“ (Schmitz 2008a [1989]: 11f.), die Grammatik des leiblichen Drängens, das mit der den Leib umgebenden und ihn ergreifenden Gefühls-Atmosphäre eng verwoben ist, kann kein akultureller Naturrest² sein: Dies belegt die historische Wandelbarkeit des Leiberlebens (Duden 1991 [1987]) sowie „die stabile Verankerung ‚sozialer Normen‘“ gerade durch dieses „präreflexive[.], ‚sinnliche[.] Wissen“ und sein „Verhaltens- und Empfindungsprogramm“ (Villa 2011: 32f.). Wie aber bilden sich die leiblich-affektiven Empfindungen dann?

Im *affektive turn* werden sie, wie gezeigt, in den Spuren (*traces*) vergangenen Erlebens fundiert. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu, der in der diesbezüglichen deutschsprachigen Diskussion eine wichtige Rolle spielt, hat einen ähnlichen Zugang gewählt. Neben dem bewussten, ‚theoretischen‘ Sinn, den AkteurInnen ihren Handlungen beilegen, existiert demnach ein weiterer, ihnen selbst verborgener, da präreflexiver Sinn. Dieser ‚praktische‘ Sinn äußert sich in leiblich-unwillkürlichen Reaktionen und widerspricht oft dem reflektierten Selbstbild. Er kann hierarchische (Geschlechter-)Verhältnisse deshalb auch dort stützen, wo die Aufklärung und der bekundete Wille schon weiter sind (Bourdieu 2005 [1998]: 72). Träger dieses Sinns, der sich dem Bewusstsein entzieht, ist die Hexis als somatische Dimension des Habitus. Sie reicht tief in die Strukturen des Begehrens und der Lust hinein. Die Grammatik der geschlechtlichen Hexis forme,

weil dieses Prinzip den Wunsch hervorruft, ausformt, ausdrückt und lenkt, den männlichen Wunsch als Besitzwunsch, als erotisierte Herrschaft und den weiblichen Wunsch als Wunsch nach männlicher Dominanz, als erotisierte Unterordnung oder gar, im Extremfall als erotisierte Anerkennung der Herrschaft. (ebd.: 41)

Der Habitus ist als ‚zweite Natur‘ Produkt von sozialisierenden Interaktionserfahrungen, die sich „inkorporieren“ und die Grammatik des Leibes organisieren:

Der Habitus ist eine Art psychosomatisches Gedächtnis. In ihm sind frühere Handlungsweisen gespeichert, die in ähnlichen Situationen abgerufen werden. Das heißt, der Habitus ist eine Tendenz, so zu handeln, wie man es einmal – insbesondere beim ersten Mal – gelernt hat. (Rehbein 2011: 90)

Obwohl das Hexiskonzept zur Ergänzung der konstruktivistischen Ansätze äußerst brauchbar ist, da es die in den Sozialisationsprozessen ausgeformte Leiblichkeit und Affektivität als gegenüber dem Bewusstsein eigengesetzliche Ebene anerkennt, ergeben sich aus subjekt- und sozialisationstheoretischer Perspektive zwei Probleme: Erstens berührt das Habitus-Konzept kaum die Ebene der alogischen Affekte und nicht-subjekthaften Leibempfindungen, auf die Masumi und Schmitz fokussieren. Zweitens ist die Hexis eher eine heuristische als eine erklärende Kategorie. Der Entstehungsprozess der Hexis und ihres Wider-

spruchs zum diskursiven Bewusstsein bleibt bei Bourdieu weitgehend im Dunkeln (vgl. Maihofer 2002: 20; Jäger 2004: 189ff.). Einige seiner Formulierungen erinnern an lerntheoretische Ansätze, er schlug aber auch eine „Psychoanalyse des Gesellschaftlichen“ (Bourdieu 1982 [1979]: 138) vor, ein Projekt, das er leider nicht mehr durchgeführt hat.

Psychoanalytische Sozialpsychologie der Affekte

Andrea Maihofer hat dagegen diesen Weg verfolgt und bei ihren Anstößen zu einer theoretischen Neufassung der ontoformativen, leibbildenden Kraft der Kultur die Psychoanalyse zur Hilfe genommen. Sie stützt sich dabei weitgehend auf Nancy Chodorows paradigmatische Thesen über die geschlechtliche Psychogenese (vgl. Chodorow 1994 [1978]). Die Argumentation dieser feministischen Psychoanalytikerin bleibt aber recht familialistisch und berücksichtigt kaum die symbolischen Vermittlungsschritte in der geschlechtlichen Sozialisation. Das macht ihre Verknüpfung mit konstruktivistischen Theorien schwierig. Wegweisender erscheint mir die interaktions- und symboltheoretische Reformulierung der Psychoanalyse durch Alfred Lorenzer. Sie ist wesentlich anschlussfähiger an Massumis Überlegungen zu dem in der Bewusstwerdung nicht Aufgehenden und an Tomkins Konzept der primären Affekte sowie die Annahme eines somatischen Gedächtnisses als Spur vergangener Erlebnisszenen. Lorenzers Theorie entstammt dem Kontext der kritischen Theorie des Subjekts. Diese nahm die freudo-marxistischen Debatten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, welche sich zentral um die Suche nach einem angemessenen Triebbegriff jenseits von Biologismus und Soziologismus gedreht hatten, in den 1970er Jahren wieder auf (vgl. Brunner et al. 2012: 28ff.).

Lorenzer fokussiert bei seinen Überlegungen auf drei Ebenen des menschlichen Erlebens und ihr Zusammenspiel:

1) Triebe	Körper-Bedarf	Biologie	
	leibliche Interaktionsformen, Bedürfnisse	Unbewusstes	leibliches Empfinden
2) präsentativ-symbolische Interaktionsformen	leiblich-präsentativ-symbolische Interaktionsformen	Vorbewusstes	
	instrumental-präsentativ-symbolische Interaktionsformen		
3) sprachlich-symbolische Interaktionsformen		Bewusstes	

Er thematisiert zunächst die auf einem Körper-Bedarf aufbauende Ebene der Triebe, die er interaktionstheoretisch fasst. Zweitens referiert er auf die Ebene der von der amerikanischen Philosophin Susanne Langer (Langer 1984 [1942]) „präsentative Symbolik“ genannten, nicht-sprachlichen symbolischen

Ordnungen: Dies sind einerseits die bildenden Künste, Musik, Allegorien... (instrumental-präsentativ), andererseits aber auch die Gesten und präreflexiven theatralischen Inszenierungen im Alltag und im Spiel (leiblich-präsentativ).³ In der Geschlechterforschung betrifft diese Ebene der präsentativen Symboliken das expressive Repertoire des Doing Gender. Bei Bourdieu fielen die Ebenen der leiblichen Interaktionsformen und der leiblich-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen unterschiedslos unter die Kategorie der Hexis. Drittens betrachtet Lorenzer das sprachvermittelte Bewusstsein.

Zunächst zu den Trieben: Triebe sind in der Psychoanalyse keine evolutionär vorgeformten Instinkte, aber sie sind leibgebunden. Sie sind – so Lorenzers Reformulierung der psychoanalytischen Triebtheorie – die Spuren von in der frühen Kindheit erlebten Interaktionsszenen. Das Wechselspiel zwischen den Regungen des Säuglings, und der Art, wie die Pflegepersonen auf ihn/sie reagieren, bildet Interaktionsmuster. Diese schlagen sich als leiblich erinnerte „bestimmte Interaktionsformen“ in „sensomotorischen, organismischen Formeln“ (Lorenzer 1984a [1981]: 86) und neuronalen Bahnungen (Lorenzer 2002 [1986]) nieder und organisieren die Empfindsamkeit und Erogenität des kindlichen Leibes. Die Lippen beispielsweise – so hat es schon Freud beschrieben – werden zur erogenen „Leibesinsel“ (Schmitz 2008b [1989]: 61ff.) über die „Reizung durch den warmen Milchstrom“ während der Still-Szene, die so „die Ursache der Lustempfindung“ wird (Freud 1905: 88). Wenn die Gefühls-Atmosphäre der aktuellen Situation den Leib anweht und altes Erleben ‚triggert‘, entsteht ein leiblicher, intrusiver Drang zur Reinszenierung der Szenen.⁴

Basale triebgenerierende Interaktionen finden schon – und das ist zentral für die Erklärung der Widersprüche zwischen dem unwillkürlichen Leib und der von Subjekten getragenen Sprache – entwicklungspsychologisch vor jeder Subjekthaftigkeit statt. Vor der Ausbildung einer ‚Psyche‘ als ‚Innenraum‘ sozialisiert sich der Leib im noch ungeschiedenen Wechselspiel mit der Umwelt und wird mit dem Sinn der affektiv erlebten Interaktionsmuster versehen. Es handelt sich hierbei auf Seiten des Kindes noch nicht um psychische Prozesse im Sinne einer vom Leib differenzierten geistigen Aktivität. Vielmehr formuliert Lorenzer ähnlich der Leib-Phänomenologie eine „Hermeneutik des Leibes“ (Lorenzer 2002 [1986]: 225). Die leibliche Materie hat demnach eine Geschichte sowie einen Willen und Eigensinn:

Das, was Binswanger als Leib bezeichnet, wird [...] nicht als [...] sinnlose Matrix einer ‚von oben‘ (dem ‚Geist‘, dem ‚Bewußtsein‘, der ‚Sprache‘) aufgestülpten Bedeutsamkeit angesehen. Der Leib selbst gibt Regeln, Handlungsmuster vor. (ebd.: 210)

In diese Interaktionen fließt eine Aktivität von zwei Seiten ein: Während die Regungen des Kindes von seinem zunächst „diffusen Körperbedarf“ (Lorenzer 1984a [1981]: 86) bestimmt sind, stehen die Reaktionen der Pflegeperson in einem kulturellen Kontext von Verhaltensregeln: Ob ein schreiender Säugling allein in einem dunklen Zimmer abgestellt, stundenlang im Tragetuch in den Schlaf gewiegt oder eng gewickelt in eine Rückentrage gesteckt wird, ist kul-

turell unterschiedlich. Die sich aus diesen Interaktionen bildenden Triebe sind somit nicht kultur- und geschichtslos. Sie sind, als die Formen in der die Befriedigungen des „Bedarfs“ erfahren wurden und nun als konkrete „Bedürfnisse“ erwünscht werden, „sozialisierte Natur“ (Lorenzer 1977: 43).

Der grundlegende „Bedarf“ des kindlichen Leibes bleibt bei Lorenzer allerdings eine theoretische Schwachstelle. Er umfasse Hunger ebenso wie Sexualität und sei, wie auch in Tomkins' Affekt-Konzeption, angeboren (vgl. Winter 2013: 349). Auch Lorenzers Ansatz basiert somit auf essentialisierenden Annahmen. Wir müssen also einen alternativen Weg durch diese Zone suchen und dabei von dem qualitätslosen „arousal/affect“ Massumis ausgehen. Woher stammt es? Eine konsequent deontologisierende Antwort bietet die „Allgemeine Verführungstheorie“ des Lacan-Schülers Jean Laplanche:

Die allgemeine Verführungstheorie möchte Aufschluß geben über die Entstehung des sexuellen psychischen Apparats des menschlichen Wesens, ausgehend von der zwischenmenschlichen Beziehung und nicht von biologischen Ursprüngen. (Laplanche 2004: 898)

Die Ursache des Triebes – hier im Singular, da er nach Laplanche nicht alles leibliche Drängen umfasst, sondern nur das spezifisch menschliche erotische und thanatöse Begehren nach Aufhebung der Differenz zum Anderen – ist nicht angeboren, sondern exogenen Ursprungs. Er wird von den Erwachsenen in den kindlichen Leib gesenkt, indem dieser während den leiblich-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen der Pflegehandlungen *bedeutungsvoll* berührt wird. Die erogenen Zonen der Haut entstehen als Orte, an denen ‚rätselhaften Botschaften‘ hinterlassen werden – Botschaften, die von einem (unbewussten) Begehren nach der objekt- und subjektlosen „jouissance“ (Lacan, vgl. Hopf 2013: 116ff.; Zupančič 2013: 139ff.) in der Beziehung zum Kind kontaminiert sind, das dem Sexualen der Erwachsenen eigen ist. Da dieses Ziel des erwachsenen Begehrens selbst ein erst nachträgliches und daher nicht einholbares Resultat des leidvollen Erlebens von Differenz und Mangel während der Subjektwerdung ist, wird das ‚Reale‘ der Botschaft als Kern des Unbewussten ein Leben lang ungestellt – als *arousal* – im Leib stecken bleiben. Wohl aber gibt es viele verschiedene kulturell angebotene Übersetzungsversuche in den symbolischen Formen der (sexuellen) Beziehungen (Laplanche 2004; Winter 2013: 350ff.).⁵

Judith Butler, schließt sich Laplanche an (Butler 2007 [2002]: 96ff.) und betont, der Leib sei keineswegs „die leere Tafel oder das passive Medium, auf das die Psyche einwirkt, sondern vielmehr die konstitutive Forderung, die von Beginn an das psychische Geschehen mobilisiert“ (ebd.: 103). Das, was hier als Wirkung der rätselhaften Botschaften fordert, könne aber nicht positiv beschrieben werden:

Tatsächlich verharrt dieser Referent nur als eine Art Abwesenheit oder Verlust, als das, was die Sprache nicht erfasst, was hingegen statt dessen der Sprache wiederholt den Impuls gibt, jenes Erfassen, jene Umschreibung zu versuchen – und damit zu scheitern. (ebd.)

Die Reiterationen der Sprache durch die einzelnen Subjekte gelängen nie ganz, sie wiesen „Brüche und feine Risse“ (ebd.: 32) auf und die „verletzenden Namen“ (Butler 2001 [1997]: 99) produzierten nicht nur ihnen entsprechende, heteronormativ begehrende Körper, sondern dabei zusätzlich als „Parasiten der performativen Produktivität“ (Zupančič 2013: 136) eine undenkbbare und unlebbaare Zone im Fleisch der Subjekte, die bevölkert werde von „verworfenen Wesen“, „bedrohlichen Gespenstern“ und „Höllensfiguren“ des Dritten (Butler 1993 [1991]: 16, 23, 149). Wir begeben uns hier, wie Sigmund Freud gesagt hätte, in das „innere Ausland“ des Unbewussten (Freud 1933: 496). Wie ist die Beziehung von Unbewusstem und Bewusstem, die uns schon bei Massumi mit der Wandlung von „arousal/affect“ zu „emotion“ und den zurückbleibenden „remainders“ begegnet ist, mit Lorenzer zu fassen?

Psychoanalytische Sozialpsychologie der Gefühle

Gefühle sind, mit Lorenzer gelesen, symbolisch repräsentierte Affekte. Neben der Reformulierung der Trieb-Theorie als Interaktions-Theorie ist seine zweite Neuerung der Einbezug einer Symboltheorie in die Überlegungen bezüglich der psychodynamischen Sozialisationsmechanismen und zur Erklärung des Bildungsprozesses des Bewusstseins. Die zum Trieb geronnenen und leiblich erinnerten Interaktionsformen (in welche die rätselhaften Botschaften eingelagert sind) können – wie bereits erwähnt – verschoben ihre Erscheinung in präsentativen und diskursiven *symbolischen* Interaktionsformen finden. Dieses die neuronalen Bahnungen mit geringen Energiemengen durchspielende „Probehandeln“ (Freud 1911: 20), das die Affekte evoziert und als Gefühle handhabbarer macht, ist ein Gewinn für das Kind. Seine ‚personale Emanzipation‘ aus der ‚primitiven Gegenwart‘ (Schmitz) ermöglicht ihm eine Distanz und Verfügungsgewalt gegenüber den Situationen (und seinem eigenen leiblichen Mitschwingen). Zugleich aber bedeutet dies eine Unterwerfung unter die herrschende Kultur, welche die Ausdruckssysteme zur Verfügung stellt und aufdrängt. Erst in diesem Übersetzungs-Prozess bilden sich die *psychischen* Reflexions-Strukturen, die Freud „Ich“ und „Über-Ich“ genannt hat und welche die moderne Subjekthaftigkeit kennzeichnen. ‚Psyche‘ bezeichnet somit keinen angeborenen Aspekt des Menschseins sondern ein historisch spezifisches Verhältnis zu sich selbst (Rau 2013).

Lorenzer entwirft so eine Alternative zu Butlers Postulat, „die Psyche“ sei „kein Raster, durch das ein zuvor gegebener Körper erscheint“, das in einer Spannung zu ihrer Formulierung von der „konstitutiven Forderung“ des Leibes steht (Butler 1993 [1991]: 101). Diese Botschaft fand ihren ersten Ausdruck in den leiblichen Interaktionsformen und der Leib ist somit nicht geschichtslos, aber tatsächlich älter als die Psyche. „[E]s gibt kein ‚Ich‘ vor der Annahme eines Geschlechts“ (ebd.: 145), wohl aber einen eigendynamischen Leib. Um dann noch ein „Ich“ mit Gefühlen und einem intelligiblen Körper zu werden, muss das Kind lernen, sich in der symbolischen (Geschlechter-)Ordnung zu reflektieren und entsprechend zu agieren. Wieder durchaus im Sinne Butlers wird der „Täter“ als

Subjekt somit erst „in und durch die Tat hervorgebracht“ (Butler 1991 [1990]: 209). Lorenzer könnte Butlers zentraler Aussage durchaus zustimmen,

daß eine Geschlechtszugehörigkeit nicht durch Handlungen, Gesten oder Sprache ‚ausgedrückt‘ wird, sondern daß die Performanz der Geschlechtszugehörigkeit rückwirkend die Illusion erzeugt , daß es einen inneren Geschlechterkern gibt. (Butler 2001 [1997]: 135f.)

Durch das Einüben der sprachlichen und präsentativen symbolischen Interaktionsformen entsteht der (geschlechtliche) Habitus, mit seinen Denk-, Fühl- und Handlungsschemata, deren Automatismen am Ende dieser langen Entwicklung als scheinbar natürlich-leibliche, spontane Impulse imponieren. Die subjektbildende Symbolisierung – und nicht die direkte, konditionierende Erziehung mittels Belohnungen und Strafen – bildet bei Lorenzer wie auch bei Butler das wichtigste Scharnier zwischen der kulturellen Ordnung und der Psychodynamik und -struktur des Subjekts. Ihre konsistente Systemhaftigkeit schließt bestimmte Erlebnisformen aus – „wie jedes Liebesverhältnis deutlich macht“ (Lorenzer 1984a [1981]: 93): Das Unbewusste kennt keine der grammatischen Regeln der Sprache – weder Tempus noch Genus, weder den Gegensatz von Indikativ und Konjunktiv noch die Unterscheidung von Subjekt, Prädikat und Objekt⁶. Wo die diskursive Sprache versagt, kann man sich aber immer noch küssen, schlagen, sexuell miteinander verkehren, eine poetischere Sprache nutzen oder musizieren. All dies sind nicht (nur) spontane Leib- und Triebäußerungen, sondern ritualisierte, symbolische Handlungen, die etwas bedeuten und kulturell (mehr oder weniger) verständlich Affekte ausdrücken: präsentative statt diskursive symbolische Interaktionsformen

Manches Erleben jedoch findet gar keinen symbolischen Ausdruck. Es ist damit unbewusst und nur in Form „anstößige[r] Körperwünsche“ (Lorenzer 1984b: 196) vorhanden. Das Unbewusste sitzt im Fleisch und kann durch zwanghaftes Agieren unpassender leiblicher Regungen und psychosomatische Erkrankungen die bewussten Selbstkonzepte und das „impression management“ (Goffman) des Doing Gender stören.⁷ Der Leib drängt dann in eine andere Richtung als das von sich selbst irritierte Ich und der psycho-physische Monismus, den Spinoza beschrieben hat, bricht auf in den cartesianischen Dualismus von abstraktem Geist und leidenschaftlichem Körper.

Die befreiende und faszinierende Wirkung, die ein Text haben kann, der durch Verschiebungen und „Fehler“ bei der Reiteration der Diskurse Neues zum Ausdruck zu bringen vermag, resultiert aus der dadurch ermöglichten psychischen Aneignung des zuvor fremden Eigenen. Dessen Diskursivierung hebt es in den Bereich des Denk-, Fühl- und Erfahrbaren. Ähnliches soll die psychoanalytische Therapie leisten. Die „Erschließung des Verworfenen und das Sagen des Unsagbaren“ (Butler 2006 [1997]: 71) kann freilich nicht zum unmittelbaren *verbum proprium* führen. Der Leib bleibt ein schwarzes Loch des ‚Realen‘ im Zentrum des symbolischen Gewebes, ein *never-to-be-conscious-remainder*.

Die „Melancholie der Geschlechter“

Die Verortung in der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit und ihrer Heteronormativität führt – so Butlers Beispiel für solche Übersetzungsverluste – dazu, dass eine Gleichzeitigkeit der affektiven Bindungen von ‚Identifikation‘ und ‚Begehren‘ nicht intelligibel ist. ‚Haben‘ und ‚Sein‘ müssen gespalten werden:

Die heterosexuelle Logik, die verlangt, daß sich Identifizierung und Begehren gegenseitig ausschließen sollen, ist eines der einschränkendsten psychologischen Instrumente des Heterosexismus überhaupt: Wenn sich eine Person *als* ein gegebenes Geschlecht identifiziert hat, muß sie ein anderes Geschlecht begehren. (Butler 1993 [1991]: 328f.)

Die im Lichte der Heteronormativität als gleichgeschlechtlich ‚erkannten‘ Liebes- und Identifikationsobjekte müssen als *Liebesobjekte* aufgegeben werden. Die Liebe zu ihnen wird ein unsäglicher Unsinn, sie kann nicht einmal als gewesene anerkannt und dann betrauert werden. Um intelligibel zu sein, muss sie durch eine sekundäre Identifikation ersetzt werden – ein Prozess, den Butler mit Freud als Entwicklung einer Melancholie beschreibt. Der Junge will wie Papa sein – dass er ihn einmal heiraten wollte, hat er ‚vergessen‘. Die heterosexuelle Identität speist sich dann aufgrund der „Unfähigkeit zu trauern“ (Butler 2001 [1997]: 28) aus solchen Identifikationen mit den Objekten der versagten homosexuellen Liebe. Auch von der Kraft dessen, was sie offiziell gerade nicht ausdrücken, leben die Symbolisierungen: Die Heterosexualität ist somit eine umgewandelte Homosexualität (Butler 1993 [1991]: 324).

Butlers Darstellung dieser psychodynamischen Vorgänge bleibt in der Beschreibung und Konzeption, entgegen ihrer Intention, allerdings sehr leibfern und vernachlässigt so das Geschehen in der vorsubjektiven Phase der menschlichen Entwicklung. Sie erwähnt, aber diskutiert nicht systematisch das eigensinnige Weiterwirken des Unbewussten und seine Wiederkehr im sexuellen Erleben: „The unconscious remains the unthought in Butler’s theory, functioning as an *aporia* within that theory“ (Campbell 2001: 46; vgl. Laquière-Waniek 2013). Für die aporetische Weglosigkeit sind diesmal konstruktivistische Untiefen verantwortlich. Hier kann wieder Lorenzer eine Fahrerinne zeigen und unsere Suche nach der Leiblichkeit jenseits ihrer Repräsentanz in Bewegung halten: Die Annahme eines eigenständigen leiblich-drängenden und im Subjekt fortlebenden Sinnsystems unterscheidet seine materialistische Sozialisations- theorie von der tendenziell (diskurs-)idealistischen Position Butlers und kann diese bezüglich der Prähistorie der Psyche ergänzen. Zwar tauchen schon bei der Bildung der leiblichen Interaktionsformen im Sozialisationsprozess geschlechtliche Unterschiede auf, denn die Reaktionen seitens der Pflegepersonen auf die Regungen von Babys sind abhängig von deren (vermutetem) Geschlecht, wie die Baby X-Versuche gezeigt haben (Sidorowicz/Lunney 1980). Bei den Botschaften der Erwachsenen handelt es sich um eine Geschlechts-Zueignung, doch ihr unbewusster Anteil an störenden, aus dem elterlichen Sexualen stammenden

„Geräuschen“ (Laplanche 2008: 121) verweigert sich den (geschlechtlichen) Normen und Tabus (vgl. ebd.). Erst mit der Aneignung der heteronormativ strukturierten Sprache und der präsentativen Symboliken des Doing Gender findet die performative „Rekodierung der frühen Beziehungserfahrungen unter dem Eindruck der Geschlechterdifferenz“ (Rohde-Dachser 2003 [1991]: 225) statt und die Botschaften werden neu übersetzt. Auch die sexuelle Ungeschiedenheit von Subjekt und Objekt, welche das spannungsreiche Ineinander von Begehren und Identifikation mit sich gebracht hatte, wird nun binär aufgetrennt und mit den geschlechtlichen Positionen zum Symbolischen verknüpft. Das scheinbar autonome Begehren nach (fleischlichem) Erkennen, Benennen und herrschaftsförmigem ‚Haben‘ des Getrennten – die Position des Subjekts – wird im Phallus als ‚männlich‘ symbolisiert, die Position des begehrten, undifferenzierten und unvernünftigen Objekts, dem es am Mangel mangelt, dagegen als ‚weiblich‘.⁸ Im Unbewussten verbleibt der sexuelle Rest, die „Höllensfiguren“, die in dieser Binarität nicht aufgehen. Weil die symbolische Ordnung unabdingbar für die bewusste Selbstwahrnehmung und -werdung ist, müssen Kinder unabhängig von Erziehungsintentionen danach streben, sich diese Ordnung anzueignen und sich in ihr, wie auch immer, zu verorten – „notfalls auch im Gegensatz zu dem ‚Vorbild‘ der eigenen Eltern“ (Hagemann-White 1984: 86). Das dabei unbewusst Gemachte – das leiblich-affektiv Erlebbare, wenn auch nicht als Gefühl Erfahrbare – aber stört das ‚Gelingen‘ von Geschlechtsidentität und verursacht unvermeidlich bleibende Konflikte im Subjekt.

Wir sind am vorläufigen Ende unserer Reise durch die Theorien um Leib, Affekt, Subjekt und Gesellschaft angelangt. Das psychoanalytisch-sozialpsychologische Konzept der gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit (vgl. Erdheim 1982) hat uns einen Weg eröffnet, der nicht essentialistisch primäre Affekte anzunehmen braucht und doch die eigendynamische und sperrige Affektivität des Leibes erkennen lässt – als leiblich sedimentierte, triebbezogene Interaktionsformen. Auf der anderen Seite werden dabei die Ordnungen der Kulturen nicht konstruktivistisch verabsolutiert, sondern als System symbolischer Interaktionsformen an die Leiber rückgebunden. Nichtsdestotrotz bleiben auch die Widersprüche zwischen den beiden Ebenen im Blick: Keine symbolische Ordnung kann das nicht-subjekthafte Erleben während der Bildung der somatisch erinnerten Interaktionsformen einholen und bewusst machen.

Für eine ‚Politik der Gefühle‘ lässt sich mindestens dreierlei von dieser Reise mitnehmen. Erstens: Eine Suche nach geschlechtlicher und sexueller Gefühls-Authentizität muss ins Leere laufen. Zweitens: Die Affektivität des Leibes ist als eingefleischte Hexis konservativ aber auch eine Störenfriedin der Gefühle. Unwillkürliche Fehlleistungen, diffuses Unbehagen und peinliche (sexuelle) Wünsche verweisen auf Überschüssiges. Drittens: Gefühle sind im praktischen Leben nicht per Willensentschluss dekonstruierbar, da sie im Leib verankert sind. Ein emanzipatorischer Prozess bedürfte eines affektiven ‚Erinnerns, Wiederholens und Durcharbeitens‘ des bei ihrer Genese ‚Vergessenen‘.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Sebastian Winter

Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, AB 8 „Gender“

Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld

sebastian.winter@uni-bielefeld.de

Anmerkungen

- 1 Vgl. überblicksartig zu dieser Diskussion Jäger 2004, Maihofer 1995, Villa 2011.
- 2 Dies klingt bei Hermann Schmitz an, wenn er von der „Autorität“ der Atmosphären spricht, die freilich nur „Feinfühlige“ vernehmen könnten (Schmitz 2008c [1989]: 128) oder wenn er sich auf die Konstitutionslehre Ernst Kretschmers und – ohne Ironie – auf die „treffsichere Herausarbeitung von Rasstypen durch den intuitiv hochbegabten F.L. Clauß“ beruft (Schmitz 2008b [1989]: 43). Zur politischen Kritik an Schmitz siehe Heubel 2003.
- 3 Lorenzer konzentriert seine Überlegungen bzgl. der präsentativen Symbolik auf die Bedeutungszuweisung an Gegenstände im Spiel und in der Kunst. Doch stimmt er durchaus zu, dass auch „der Mensch selbst Mittel der Darstellung“ werden kann (Lorenzer 1984a [1981]: 35). Was Langer in Bezug auf die leiblichen Ausdrucksweisen in Ritualen, Gesten, Tanzen, Küssen,... herausgearbeitet hat (Langer 1984 [1942]: 119f., 130ff.). Die begriffliche Unterscheidung von „leiblich-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen“ und „instrumental-präsentativ-symbolischen Interaktionsformen“ stammt von mir.
- 4 So gewendet wäre der psychoanalytische Triebbegriff der Leibphänomenologie gar nicht so entgegengesetzt wie Schmitz annimmt (Schmitz 2008b [1989]: 97).
- 5 Laplanche nimmt an, dass auf „einer eindeutigen instinkthaften genetischen Grundlage von Anfang an wechselseitige[...] frühe[...] Beziehungen“ existieren würden, „in denen das Nicht-Ich von Beginn an von dem unterschieden ist, was der eigenen Person angehört“ (Laplanche 2004: 899). Überzeugender wird seine Theorie der rätselhaften Botschaften aber meines Erachtens, wenn man annimmt, dass das Rätselhafte gerade mit dieser dem Säugling fremden Differenzenerfahrung zusammenhängt, die den psychischen Apparat konstituiert und den menschlichen Trieb von den tierischen Instinkten unterscheidet.
- 6 Wenn Lacan formuliert, das Unbewusste sei strukturiert wie eine Sprache, bezieht er sich dabei auf das primärprozesshafte Gleiten des Signifikats unter den Signifikanten, also auf die Mechanismen von Verdichtung und Verschiebung bei der Symbolbildung. Diese ist bei Lorenzer aber immer als Ich-Leistung, nicht als Mechanismus des Es gedacht. Das Ergebnis jeder Symbolbildung, auch der Traumarbeit, ist demnach nicht mehr unbewusst, sondern mindestens einen Schritt weit Bewusstwerdung.
- 7 Diese Unterscheidungen fehlen bei Paula Villa, die die Begriffe „präreflexiv“ und „unbewusst“ synonym verwendet (vgl. Villa 2011).
- 8 Diese Betrachtung ist freilich eher an Lacans Verständnis des Symbolischen angelehnt, denn an dasjenige Lorenzers.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005 [1998]): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brunner, Markus/Burgermeister, Nicole/Lohl, Jan/Schwietring, Marc/Winter, Sebastian (2012): Psychoanalytische Sozialpsychologie im deutschsprachigen Raum. Geschichte, Themen, Perspektiven. Freie Assoziation 15, 3/4, S. 15-78.
- Butler, Judith (1991a [1990]): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1993[1991]): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2001 [1997]): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2006 [1997]): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2007 [2002]): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Campbell, Kirsten (2001): The Plague of the Subject. Psychoanalysis an Judith Butler's *Psychic Life of Power*. International Journal of Sexuality and Gender Studies 6,1/2, S. 35-48.
- Chodorow, Nancy (1994 [1978]): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München: Verlag Frauenoffensive.
- Clough, Patricia T. (2010): The Affective Turn. Political Economy, Biomedica, and Bodies. In: Gregg, M./Seighworth, G. J. (Hrsg.): The Affect Theory Reader. Durham/London: Duke University Press, S. 206-228.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1994 [1972]): Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I. Winterthur: Suhrbier.
- Erdheim, Mario (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozeß. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. StA V, S. 37-146.
- Freud, Sigmund (1911): Formulierungen über zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. StA III, S. 13-24.
- Freud, Sigmund (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 31. Vorlesung. Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. StA I, S. 496-516.
- Gregg, Melissa/Seighworth, Gregory J. (2010): An Inventory of Shimmers. In: Dies. (Hrsg.): The Affect Theory Reader. Durham/London: Duke University Press, S. 1-28.
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: weiblich – männlich? Opladen: Leske + Budrich.
- Heubel, Fabian (2003): Hermann Schmitz' *Adolf Hitler in der Geschichte* oder Zur Kritik der Neuen Phänomenologie. In: Ogawa, T. (Hrsg.): Studies on New Phenomenology and Theories of Collective Consciousness. Kyoto: Graduate School of Global Environmental Studies, S. 41-51.
- Hopf, Ortun (2013): Der Überschuss des Begehrens und das Feld des Genießens nach Lacan. In: Bidwell-Steiner, M./Baka, A. (Hrsg.): Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies. Gießen: Psychosozial, S. 101-130.
- Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königsstein/Taunus: Helmer.
- Langer, Susanne (1984 [1942]): Philosophie auf neuen Wegen. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt/M.:Fischer.

- Laplanche, Jean (2004): Die rätselhaften Botschaften des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des ‚Unbewußten‘ im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen* 58,9/10, S. 898-913.
- Laplanche, Jean (2008): Gender, Geschlecht, Sexuales. *Forum der Psychoanalyse* 24, 2, S. 111-128.
- Laquière-Waniek, Eva (2013): Von der melancholischen Identifikation zur Aneignung des Geschlechts. Butler liest Freud. In: Bidwell-Steiner, M./Babka, A. (Hrsg.): *Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies*. Gießen: Psychosozial, S. 59-82.
- Lorenzer, Alfred (1977): Sprache, Praxis, Wirklichkeit – in der Perspektive einer Analyse subjektiver Struktur. In: Ders.: *Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 38-57.
- Lorenzer, Alfred (1984a [1981]): *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Frankfurt/M.: Fischer.
- Lorenzer, Alfred (1984b): *Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Lorenzer, Alfred (2002 [1986]): *Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M.: Helmer.
- Maihofer, Andrea (2002): *Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. Erwägen Wissen Ethik* 13,1, S. 13-26.
- Massumi, Brian (1995): *The Autonomy of Affect. Cultural Critique* 31, 2, S. 83-109.
- Rehbein, Boike (2011): *Die Soziologie Pierre Bourdieus. 2. überarb. Aufl.* Konstanz: UVK.
- Rau, Alexandra (2013): *Geschlecht und Psychopolitik. Zum Verhältnis von Subjektivierung und Macht*. In: Grisard, D./Jäger, U./König, T. (Hrsg.): *Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach/Taunus: Helmer, S. 133-146.
- Rohde-Dachser, Christa (2003 [1991]): *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial.
- Schmitz, Hermann (2008a [1989]): *Leib*. In: Ders.: *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Bielefeld/Locarno: Sirius, S. 11-18.
- Schmitz, Hermann (2008b [1989]): *Phänomenologische Perspektiven der Psychotherapie*. In: Ders.: *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Bielefeld/Locarno: Sirius, S. 27-106.
- Schmitz, Hermann (2008c [1989]): *Die Autorität der Trauer*. In: Ders.: *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Bielefeld/Locarno: Sirius, S. 125-134.
- Sedgwick, Eve Kosofsky/Frank, Adam (1995): *Shame of the Cybernetic Fold: Reading Silvan Tomkins. Critical Inquiry* 21, 2, S. 496-522.
- Sidorowicz, Laura S./Lunney, G. Sparks (1980): *Baby X Revisited. Sex Roles*, 6, 1, 67-73.
- Tomkins, Silvan S. (1978): *Script Theory: Differential Magnification of Affects*. In: Dienstbier, R. A. (Hrsg.): *Nebraska Symposium on Motivation*. Lincoln/London: University of Nebraska Press, S. 201-236.
- Tomkins, Silvan S. (1987): *Script Theory*. In: Aronoff, J./Rabin, A.I./Zucker, R. A. (Hrsg.): *The Emergence of Personality*. New York: Springer, S. 147-216.
- Tomkins, Silvan S. (1995): *Ideology and Affect*. In: Demos, E. V. (Hrsg.): *Exploring Affect. The Selected Writings of Silvan S. Tomkins*. Cambridge: University Press, S. 109-167.

- Villa, Paula-Irene (2013): Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen. In: Graf, J./Ideler, K./Klinger, S. (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 59-78.
- Villa, Paula-Irene (2011): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. Wiesbaden: VS.
- Winter, Sebastian (2013): Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung *Das Schwarze Korps*. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie. Gießen: Psychosozial.
- Zupančič, Alenka (2013): Sexuelle Differenz und Ontologie. In: Bidwell-Steiner, M./Babka, A. (Hrsg.): *Obskure Differenzen. Psychoanalyse und Gender Studies*. Gießen: Psychosozial, S. 131-150.

Doris Allhutter/Roswitha Hofmann

Affektive Materialitäten in Geschlechter-Technikverhältnissen

Handlungs- und theorie-politische Implikationen einer antikategorialen Geschlechteranalyse

Zusammenfassung: Durch eine Verknüpfung von Konzepten der queer-feministischen Affect Studies und neu-materialistischen Ansätzen entwickelt dieser Beitrag einen *antikategorialen* Analysezugang zu Geschlechter-Technikverhältnissen. Dabei werden Prozesse der Verkörperung und Materialisierung sowie Wirkweisen von Affekten in soziotechnischen Praktiken in den Blick genommen. Anhand von empirischen Beispielen zu Motorsägen und der *user experience* bei der Interaktion mit Computerspielen wird Vergeschlechtlichung als situierter und relationaler Prozess erfassbar. *Erinnerungen* dienen uns dabei als konzeptuelle Klammer und analytisches Moment, das Affekte und Emotionen in einer macht-theoretischen Weise als transindividuell und geschichtlich zugänglich macht. Im Sinne einer theorie-politischen Transformation und auch übersetzt ins politische Alltagshandeln wird so die Vielschichtigkeit und Intersektionalität von Subjektivierungsweisen in Technik-kontexten sichtbar.

Schlagwörter: Affect Studies; feministische Materialismen; verkörpertes Wissen; affektive Materialitäten; antikategoriale Geschlechteranalyse.

Affective matters in gender-technology relations

Practical and politico-theoretical implications of an anticategorical gender analysis

Abstract: Linking concepts of queer-feminist studies of affect and 'new materialism', this contribution develops an *anticategorical* analytical approach for analyzing gender-technology-relations. This approach focuses on gendered processes of embodiment and materialization as well as on the workings of affects in sociotechnical practices. Our empirical examples on chainsaws and user experience are engaged in situated and relational processes of engendering. As a conceptual link and an analytical moment *memories* allow us to access the transindividual and historical modes of affects and emotions that capture how they are invested with power relations. In this way, the multi-layeredness and intersectionality of modes of subjectivation in technological contexts becomes visible to inspire politico-theoretical transformations as well as political interventions into everyday practices.

Keywords: affect studies; feminist materialisms; embodied knowledge; affective matter; anti-categorical gender analysis.

Einleitung

Gesellschaftliche Technikverhältnisse werden nicht nur in sozioökonomischen und politischen Strukturen, sondern auch im Handeln der Menschen – in alltäglichen Aneignungs- und Entwicklungspraktiken – (re-)konfiguriert und materiell

hervorgebracht. In solchen soziotechnischen Mikropraktiken werden verkörperte Erfahrungen, Diskurse und materielle Phänomene (affektiv) wirksam und zugleich erzeugt. Geschlecht und Technologie werden dabei schrittweise gegenseitig in Kraft gesetzt (vgl. Barad 2012: 14; van der Velden/Mörtberg 2012).¹ Vergeschlechtlichung wird so als kontinuierlicher, situierter und relationaler Prozess des „becoming-with“ (Haraway 2007) erfassbar. Emotionen und Affekt artikulieren sich in diesem Prozess als Wirkungsweisen von Macht und Differenz (Bargetz 2013). Diese Sichtweise auf Geschlechter-Technikverhältnisse verweist auf zwei sich gegenwärtig vollziehende theorie-politische Interventionen in (u. a.) Geschlechtertheorien: auf den *material turn* (Coole/Frost 2010) und den *affective turn* (Clough/Halley 2007; Seigworth/Gregg 2010). Diese beiden Bewegungen rekurrieren in kritischer Auseinandersetzung mit dem *cultural turn* (Jameson 1998; Bachmann-Medick 2006) und seinem Fokus auf Diskurs verstärkt auf Materialität und Körperlichkeit und ihre Eingelassenheit in Machtverhältnisse.

Unser Beitrag diskutiert, wie verschränkte Prozesse der Verkörperung, Materialisierung und Bedeutungsproduktion in der Technikaneignung durch die Verknüpfung von queer-feministischen Ansätzen der *affect studies* und des *new materialism*² einer nicht dichotomisierenden, sondern antikategorialen Analyse unterzogen werden können. Dafür beziehen wir uns auf Ansätze zu *verkörpertem Wissen* (Haraway 1995; Young 2005) und *verkörperten Konzepten* (Barad 2003) sowie auf Sara Ahmeds (2010) Begriff der *Orientierungen* und Konzepte *affektiver Resonanz* (Kozel 2007; Paasonen 2011). Anhand unserer Forschung zu Motorsägen und *user experience* zeigen wir, dass ein Zusammendenken dieser Ansätze eine neu gewendete methodische und analytische Auseinandersetzung mit Alltagspraktiken und ihren affektiven, materiellen und symbolischen Artikulationen sowie den damit verbundenen Herstellungsweisen von Geschlecht ermöglicht. Dabei gehen wir der Frage nach, wie in diesen beiden Technikfeldern Geschlecht durch materiell-diskursive Praktiken in Entwicklungs- und Nutzungsprozessen intersektional (re-)konfiguriert wird und welches queer-feministische Handlungspotential sich dadurch erschließt. Als konzeptuelle Klammer und verbindendes analytisches Moment dienen *Erinnerungen*, über die wir uns Emotionen und Affekte als Untersuchungsgegenstand und als analytisches Tool zugänglich machen.

Auf Basis der Zusammenführung der genannten Ansätze im folgenden Kapitel legen wir im dritten Kapitel methodologische und methodische Aspekte einer antikategorialen Geschlechteranalyse dar und stellen in den beiden Unterkapiteln zwei empirische Beispiele vor. Vor diesem Hintergrund diskutieren wir abschließend das Handlungspotenzial, das sich vor der Folie eines „emotionstheoretischen Machtverständnisses“ (Bargetz 2013) entfaltet, sowie das theorie-politische Transformationspotenzial, das eine Analyse von affektiv in Materialitäten eingelassenen Alltagspraktiken für eine Geschlechteranalyse verspricht.

Affektive Materialitäten

In neu-materialistischen Ansätzen wird die agentive Kraft von Materialitäten beschrieben (Barad 2012: 73ff): Diskurs und Materialität sowie Gesellschaft und Technologie entstehen in einem fortlaufenden Prozess des verschränkten Werdens, in dem nicht nur Diskurs sondern auch Materialität eine Geschichtlichkeit hat und eine aktive Rolle spielt. Die Intensitäten, die hier wirksam werden, werden in Begriffen der Wirkmächtigkeit von Diskursen und der Handlungs- oder Zeugungsfähigkeit materieller Kräfte gefasst. Subjekte werden, so Karen Barad (2012: 70) „durch die materiell-diskursiven Praktiken, an denen sie sich beteiligen, intraaktiv mitkonstituiert“. Affekte verweisen auf ein solches Zusammenwirken von Körperlichkeit, Diskursivität und Materialität. In Rekurs auf Massumi, Spinoza, Deleuze und Guattari beschreibt Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2010: o.S.) Affekte als „diffuse [...] unmittelbare körperliche (Re-)Aktionen auf Energien, Empfindungen und Intensitäten“. Affekte sind nicht autonom und in einem ontologischen Sinn im Subjekt verortet, so Gutiérrez Rodríguez (2011: 219), sondern sie sind Ausdruck und Effekt eines Macht-Gefüges. Sie sind Ausdruck eines Werdens und können in einer Theoretisierung von Geschlechter-Technikverhältnissen dazu beitragen, die „mikropolitische Macht“ (Bargetz 2013: 205) von soziotechnischen Praktiken über ihre „affektiven Wirkweisen“ (ebd.: 204) zugänglich zu machen.

In ihren Arbeiten zur (Re-)Konzeptualisierung des Politischen entwickelt Brigitte Bargetz (2013; 2014) hierzu ein „emotionstheoretisches Machtverständnis“³, in dem sie Affekt und Emotion⁴ als eine „Modalität von Macht“ verdeutlicht, über die Differenz und Ungleichheit „wirksam werden und Machtverhältnisse sowohl verstetigt als auch infrage gestellt werden können“ (ebd. 2013: 204). „Affekte indizieren keinen subjektiven Zustand“, sie stehen „nicht außerhalb des Gesellschaftlichen“, erklärt Bargetz (ebd.: 212). Sie beschreiben eine Art und Weise, wie Menschen in Machtzusammenhänge eingebunden sind – wie Machtverhältnisse in alltäglichen Praktiken „affektiv belebt“ werden (ebd.: 217) und wie dabei „spezifisch fühlende Subjekte hervorgebracht“ werden (ebd.: 207). Bargetz arbeitet dabei im Besonderen zwei Aspekte heraus: die *transindividuelle* und die *geschichtliche* Dimension von Affekt und Emotion.

Mit Gutiérrez Rodríguez versteht sie Affekte als gesellschaftliches „Binde-mittel“ (ebd.: 217). Sie sind nicht nur individuell, sondern sie zirkulieren und bilden einen komplexen gesellschaftlichen Zusammenhang ab. Menschen affizieren sich gegenseitig und sie werden durch spezifische Machtgefüge differenziell affiziert. In diesem Sinne sind Affekte und Emotionen als transindividuell zu verstehen. Susan Kozel (2005) hat dieses ‚sich gegenseitig Affizieren‘ auch auf eine *Resonanz* zwischen Menschen und Objekten bezogen und verdeutlicht mit diesem Begriff, wie sinnliche Erfahrungen durch Empathie und Imagination geteilt werden. Resonanzen verbinden emotionale und kognitive Aspekte sowie das Sensorische und Affektive und sind Momente und Erfahrungen des Bewegt-Seins. Diese Momente können als angenehm oder als verstörend und unangenehm, also als dissonant, oder als beides zugleich erfahren werden. Resonanzen

verändern sich im Laufe der Zeit in der Art und Weise und der Intensität, in der sie sich artikulieren (Paasonen 2011).

Über Affekte wird aber auch „Vergangenes hervorgerufen, aktualisiert und mithin auch gegenwärtig wirkmächtig“ (Bargetz 2014: 123). Die Vergangenheit fügt sich „als ‚Erinnerungsspur‘ [...] in die Körper, in die affektiven Register und damit auch in das alltägliche Handeln“ von Menschen ein: „Erinnerungsspuren verdeutlichen die körperlich-affektive Übertragung von Stimmungen und Intensitäten“ innerhalb einer Struktur von Hierarchien und Differenzen (ebd.). Erinnerungen speichern dabei nicht, was genau passiert ist, sondern Erinnern ist selbst eine dynamische materiell-diskursive Relation. Erinnerungen werden in unserem alltäglichen Handeln kontinuierlich rekonfiguriert und sind dadurch auch fragmentiert und widersprüchlich. Aus einer solchen Perspektive ist Erinnern also keine kognitive Tätigkeit, sondern verkörperte Geschichtlichkeit, die in unserem verkörperten Werden tief verwurzelt ist (vgl. Barad 2007: 393).⁵

Mit Donna Haraways (1995) Konzept des *situierten Wissens* lässt sich dieses Werden zudem mit der sozialen Verortung, der Geschichtlichkeit und der Kontextbedingtheit von Wissensproduktion verknüpfen. Haraway beschreibt auch Wissen als verkörpert, lokal und immer begrenzt sowie permanent in Veränderung begriffen. Barad arbeitet den Aspekt der Verkörperung noch weiter aus. Körper, so Barad (2012: 73), seien es menschliche, „zur Umgebung gehörige“ oder sonstige, „sind integrale ‚Bestandteile‘ oder dynamische Rekonfigurationen dessen, was existiert“. In diesem Sinne sind Subjekte „nicht einfach in bestimmten Umgebungen situiert oder lokalisiert. Vielmehr werden ‚Umgebungen‘ und ‚Körper‘ intraaktiv gemeinsam konstituiert“ (ebd.). Denken, Beobachten und Theoriebildung sind „Praktiken der Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir existieren“ (ebd.: 9). In diesen Praktiken materialisieren sich die Grenzen und Eigenschaften von Körpern und (Wissens-)Objekten und bestimmte *verkörperte Konzepte* erlangen so Bedeutung (Barad 2003: 815).

Theorien zu Subjektivierung und Verkörperung ermöglichen es daher, (geschlechter-)analytische Problemstellungen als über den Körper erfahrbar und durch ihn aushandelbar zu verstehen. Durch Ansätze wie *verkörpertes Wissen* und *verkörperte Konzepte* kann Verkörperung als partiell, temporär und situiert vorgestellt werden. Wissen und Konzepte schreiben sich nicht in Körper ein, sie greifen nicht in alle Lebensbereiche oder Alltagpraktiken über, sondern sie können als jeweils spezifisch für konkrete (nicht transzendente) Phänomene verstanden werden. In diesem Sinne sind sie Artikulationsweisen der temporär spezifischen Verschränkung von Körper und Diskurs, von Affekt und Semiotik, von materiellen Objekten und Wahrnehmungs- und Erkenntnispraktiken.

Wie Sara Ahmed (2010) betont hat, lassen uns Affekte und Gefühle in materiellen Begegnungen bestimmte Tendenzen einnehmen. Auch für Ahmed ist der Hintergrund dieser Begegnungen zentral. In ihrem Aufsatz „Orientations matter“ erörtert sie, wie die Welt durch den Kontakt zwischen Körpern eine bestimmte Form annimmt (ebd.: 234f.). *Orientierungen* gestalten, wie die Welt um uns zusammenhängt, welche Dinge für uns Bedeutung erlangen und

überhaupt zu Objekten für uns werden. Orientierungen beeinflussen, wie sich Subjekte und Objekte materialisieren. Sie bezeichnen Richtungen, die Subjekte einschlagen – Richtungen, die manche Dinge in ihre Reichweite bringen, andere jedoch nicht. So wenden sich Menschen manchen Objekten eher zu als anderen (ebd.: 247). Das betrifft nicht nur physische Objekte, sondern auch Gedankenobjekte, Gefühle und Wertungen, oder das wonach wir streben. Die Nähe von Dingen zueinander gestaltet die Form jedes Dings mit und in diesem Sinne steckt die Orientierung hin zu einem Objekt den Raum ab, den Menschen ‚bewohnen‘ oder einnehmen.

Wie bereits zahlreiche post-strukturelle Denker_innen ausgeführt haben, materialisieren sich Körper durch eine Wiederholung von Praktiken (z.B. Young 2005; Butler 1995). Ahmed bezeichnet diese Wiederholung als eine Form von Arbeit, in der die Vertrautheit mit Objekten oder ihr schlichtes ‚Gegebensein‘ unsichtbar wird und die Arbeit des Wiederholens selbst mühelos wird. Im Moment der Wieder-Inkraftsetzung verschwindet so die Geschichtlichkeit der Entwicklung von (vergeschlechtlichten) Orientierungen. Die Entwicklung von Orientierungen braucht demnach Zeit und ist davon geformt, was hinter uns liegt. Ahmed verdeutlicht damit, dass wir die Nähe zu bestimmten Objekten schon geerbt haben, etwa eine Nähe zu den geschlechterdifferenten Räumen, die wir bewohnen oder eben auch zu technischen Artefakten. Diese Erbschaft zu verweigern oder zu durchbrechen markiert das queer-feministische Potenzial der Beschäftigung mit Affekten, Erinnerung, verkörpertem Wissen und Orientierungen.

Antikategoriale Analyse von Geschlechter-Technikverhältnissen

Die über die konzeptuelle Klammer von Erinnerungen dargestellte Verknüpfung von Konzepten zu Affekt und agentiver Materialität hat sowohl methodologische wie methodische Implikationen. Das Aufbrechen der Subjekt/Objekt-Dichotomie verdeutlicht die situierte und kontingente Involviertheit von Subjekten in Materialitäten. Um Affekt und Erinnerung als Wahrnehmungs- und Erkenntnismodi nutzbar zu machen, ist es daher erforderlich, analytische Perspektiven zu entwickeln, die über bekannte sozial-konstruktivistische Zugänge wie *doing gender* oder die Ko-konstruktion von Geschlecht und Technik hinausgehen. Beide Zugänge drücken eine anthropozentrische Perspektive aus, die der Geschichtlichkeit und dem Tätigsein von Materialität nur ansatzweise Rechnung trägt (vgl. dazu Barad 2012: 75ff.).

Die theoretischen Implikationen, die sich aus der Wirkmächtigkeit von Materialität und den affektiven Wirkweisen von Machtverhältnissen gleichsam erschließen, erfordern ein Durchbrechen kategorialer Denkweisen in der Methodologie sowie in den Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Für die Entwicklung einer antikategorial angelegten Analyse bieten sich insbesondere queer-theoretische Konzepte wie Performativität, Emergenz, Grenzbefragung, -auflösung und -verschiebung an, da sie anti-normative und machtbezogene Aspekte adressieren (vgl. Browne/Nash 2010: 1ff.). Eine auf solche Prozesse

fokussierende empirische Arbeit erfordert eine kreative Verknüpfung von Methoden, die es ermöglicht, diskursive und materielle Artikulationen von Macht vielschichtig zueinander in Beziehung zu setzen. Im Forschungsprozess legen diese Konzepte darüber hinaus ein selbst-reflexives Vorgehen im Umgang mit sozialen Differenzkategorien nahe, da Methoden immer auch produktive Mittel im Hinblick auf die Re-Produktion von Machtverhältnissen darstellen (vgl. Graham 2010: 185).

In den folgenden beiden Beispielen zu Motorsägen und *user experience* sind daher methodologische Kriterien forschungsleitend, die eine antikategoriale und nicht-dichotomisierende Perspektive auf Geschlecht ermöglichen. Hierzu zählen ein nicht-dualistisches Verständnis von Materialität und Diskurs, die Notwendigkeit, Normativitäten und performative *Prozesse* zu dekonstruieren, sowie eine machtkritische Perspektive auf materielle Relationalität und ihre affektiven Wirkweisen, die eine Veränderung und Verschiebung von Geschlechtergrenzen erfasst. Diese Kriterien können durch die Kombination verschiedener ethnografischer Erhebungsmethoden und re- und dekonstruktiver Analysemethoden umgesetzt werden.⁶ Erstere eignen sich für die (genealogische) Erforschung von Orientierungen, den damit zusammenhängenden Alltagspraktiken und sozialen, sensorischen, emotionalen, verkörperten und materiellen Involviertheiten (vgl. auch Graham 2010), die etwa der Umgang mit Geräten und informatischen Artefakten nahelegt. Zweitere zielen in queer-feministischer Absicht auf eine dekonstruktivistische Auflösung von (Geschlechter-)Dichotomien und die Identifikation von normalisierenden und naturalisierenden Praktiken ab.

Im Sinne der verknüpften Theoriestränge wird dadurch in der Analyse eine einseitige Betonung der diskursiven bzw. der materiellen Aspekte vermieden und deren Verwobenheit in den Vordergrund gestellt. Dies wird in unseren empirischen Beispielen durch ein Ineinanderdenken von multidimensionalen Situiertheiten, wie den zeitlich vielschichtigen Erfahrungen einer konkreten Person, ihres sozialen, kulturellen und historischen Kontexts und ihrer (trans-individuellen) materiell-affektiven Beziehungen, möglich. So können gezielt die Verschränkung der Orientierung, Situiertheit und Geschichtlichkeit von Subjekten und Objekten sowie deren Intra-aktion und die dabei beobachtbaren und artikulierten Effekte in den Fokus gestellt und dekonstruiert werden. Vergeschlechtlichungsprozesse zeigen sich dabei in ihrer kontingenten Form und in ihren intersektionalen Bezügen als ein „becoming-with“ (Haraway 2007) im Verhältnis von Objekten, Diskursen und Verkörperungen.

Resonanzen und Dissonanzen mit Motorsägen

Das erste Beispiel bezieht sich auf eine empirische Studie zur privaten Brennholzherstellung.⁷ Dieses Handlungsfeld, wie auch das dafür verwendete Gerät Motorsäge, ko-konstituiert sich über materielle Nutzungspraktiken in Verschränkung mit vergeschlechtlichten Diskursen. Dabei spielen Narrationen über maskulin konnotierte und als potenziell gefährlich eingestufte Arbeit und Techniknutzung eine wichtige Rolle. Der zentrale Handlungsraum ‚Wald‘ wie

auch die verwendete Ausrüstung und die mit ihr verbundenen Praktiken werden durch eine ständige Wieder-Inkraftsetzung von Grenzziehungen vergeschlechtlicht. Bisher fehlt beispielsweise weitgehend die passende Sicherheitsausrüstung für Nutzer_innen, die nicht dem ‚idealen Nutzer‘ entsprechen oder es wird an technischen Auslegungen von Motorsägen festgehalten, die die Arbeit eher erschweren als erleichtern. So gilt z.B. eine spezifische Starttechnologie für Benzinmotorsägen nach wie vor als ‚professionell‘ (in Abgrenzung zu nicht-professionell), die vergleichsweise viel Kraft erfordert. Fremd- und Selbstausschlüsse vieler Nutzer_innen aus dieser Versorgungsarbeit sind die Folge.

Ausgehend von der Frage, wie Geschlecht durch materiell-diskursive Praktiken in Techniknutzungsprozessen (re-)konfiguriert wird, wurden mittels ethnografischer Methoden – qualitative Einzelinterviews, Gruppendiskussionen und über Protokolle, Videoaufnahmen und Fotos dokumentierte Beobachtungsverfahren – Daten in Nutzer_innentests und einem Brennholzkurs generiert.⁸

Vor unserem theoretischen Hintergrund lassen sich mittels rekonstruktiver und dekonstruktiver Analysen im Datenmaterial mehrere Ebenen materiell-diskursiver Vergeschlechtlichungsphänomene identifizieren: die Ebene des Gerätedesigns und der Produktkommunikation für Motorsägen (z.B. bipolare Zuordnung unterschiedlicher Starttechnologien zu ‚Frauen‘ und ‚Männern‘), die Ebene der Wissensvermittlung (z.B. Kursunterlagen, die ausschließlich ‚Männer‘ als Handelnde zeigen) und die Ebene des Gerätehandlings. Auf letztere Ebene beziehen sich nachfolgende Beispiele aus der Videoanalyse. Sie machen die produktive Wirkung des prozesshaften Zusammenspiels von Diskurs, Körper und Materialität für die (Re-)Konfiguration von Geschlechter-Technologieverhältnissen nachvollziehbar. Die Beispiele demonstrieren eine antikategoriale Analyseweise, in der Geschlecht nicht in dichotomer Weise als Analysemerkmal herangezogen wird,⁹ sondern die auf Aspekte der Situiertheit, der Geschichtlichkeit und der materiellen Relationalität von Subjekten zurückgreift.

Die auf den nachfolgenden Bildern dargestellten Nutzer_innen unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht in ihrem Zugang zu Motorsägen (siehe Abbildung 1 und 2): Durch ihre lokale Herkunft und damit bereits in der Kindheit erlebten Alltagstätigkeiten (bäuerlich/kleinstädtisch) haben die Tester_innen biografisch einen unterschiedlichen Bezug zu Motorsägen entwickelt. Beide nutzten Motorsägen bisher zwar wenig, aber wenn, dann in unterschiedlichen Kontexten (Brennholzherstellung am heimatlichen Hof/Gartenpflege bei Freund_innen). Auch bezüglich der zukünftigen Nutzung haben sie unterschiedliche Vorstellungen und Motive (regelmäßige Nutzung, weil Holzheizung beschickt werden muss und der Vater die Arbeit bald nicht mehr erledigen kann/bei Gelegenheiten im sozialen Umfeld). Die Tester_innen leben in unterschiedlichen sozialen Bezugsfeldern (als Single bei den Eltern am Bauernhof /in gleichgeschlechtlicher Partner_innenschaft in der Großstadt) und weisen dem Gerät Motorsäge eine unterschiedliche emotionale Bedeutung zu (praktisches Arbeitsgerät/cooles Gerät). Auch im konkreten Umgang mit der Motorsäge unterscheiden sich die Nutzer_innen, wie die Abbildungen zeigen.



Abb.1: Testerin 1 (Foto: R. Hofmann)



Abb. 2: Testerin 2 (Foto: R. Hofmann)

Die hier sichtbaren unterschiedlichen Haltungen zur Maschine machen unter Verschneidung mit den dazugehörigen Interviewdaten der Tester_innen und den darin geäußerten biografischen Daten die (re-)produktive Wirkung von vergeschlechtlichten Diskursen und Materialitäten im Zusammenspiel mit der Verkörperung von Wissen und der Entstehung von Orientierungen analytisch greifbar. Young (2005) verweist in diesem Zusammenhang auf die Verkörperung von vergeschlechtlichtem Wissen und zeigt anhand des Ballwerfens auf, wie unterschiedlich Mädchen und Jungs entlang von geschlechtlich geprägten Erwartungshaltungen den Zugang dazu erlernen und in ihre Körperhaltung und ihre Motorik inkorporieren. Sie zeigt im Sinne einer geschlechtlichen Entdichotomisierung aber auch, dass nicht nur das Geschlecht, sondern vor allem auch die Situiertheit hierbei eine zentrale Rolle spielt.

Mit Ahmed gesprochen, werden dadurch bestimmte Tendenzen und Orientierungen erworben, eine unterschiedliche Nähe und affektive Bezüge zu Objekten hergestellt. Die eingeschlagene Richtung bringt Objekte wie die Motorsäge mehr oder weniger in die Reichweite der Tester_innen und lässt den Gebrauch oder Nicht-Gebrauch von Geräten im Lebensverlauf wahrscheinlicher werden.¹⁰ Die Wiederholung dieses Tendierens lässt Nutzer_innen Handlungsräume (hier: den Wald) unterschiedlich ‚bewohnen‘. Zeitlich vielschichtige Subjektivierungsprozesse, das Erbe der Distanz oder Nähe zur Motorsäge, die unterschiedlichen Möglichkeiten, sich Wissen über die Maschine anzueignen und sich affektiv und körperlich zu ihr zu positionieren, verschmelzen zu einem spezifischen verkörperten Wissen.

Die unterschiedliche Situiertheit der Tester_innen über die Zeit hinweg spielt eine zentrale Rolle dafür, wie spezifisches Wissen im Umgang mit Gegenständen eine körperliche Bedeutung erlangt. Die in den Abbildungen erkennbaren Haltungen zur Maschine drücken beispielhaft mögliche Unterschiede in der Verkörperung von technischem und diskursivem Wissen über die Maschine aus. Je weniger Distanz die Nutzer_innen gegenüber dem Gerät entwickelt haben, desto ergonomischer, effizienter und sicherer läuft die multidimensionale Intra-aktion mit dem Gerät ab. Wie die Abbildung zu Tester_in 1 zeigt, wird hier der gesamte Körper ins Handeln gebracht und die Maschine nahe am Körper geführt. Sie verbindet sich im Schneiden quasi mit dem Gerät zu einer ergonomisch, effizient und sicher arbeitenden Einheit. Testperson 2 bringt in ihrer inkorporierten Distanz zur Maschine nur Arme und den Oberkörper ins Handeln, indem sie die Maschine möglichst weit von ihrem Körper weg hält. Damit bleibt der Rest des Körpers während des Schneidens weitgehend unbeweglich.

Zwar vermittelt dieser Umgang mit der Maschine möglicherweise der Nutzerin subjektiv ein gewisses Sicherheitsgefühl, weil die als ungewohnt und gefährlich empfundene Maschine weiter vom Körper entfernt ist. Diese Praktik lässt aber keinen sicheren Stand und keine optimale Schnittführung zu, sie ist wenig ergonomisch und daher kräfteraubend und zudem ineffizient. Sie bricht nicht mit der eingeschlagenen Richtung und reproduziert die Orientierung der Tester_in sowohl ideell als auch materiell, indem jede Wiederholung ‚haptische Markierungen‘ in ihrem Körper und sichtbare Spuren auf dem Holz hinterlässt.

Im Verlauf der Nutzer_innentests bzw. des Brennholzkurses machten Nutzer_innen aber weitere Erfahrungen mit dem Gerät, die affektive Resonanzen bzw. Dissonanzen auslösten und so ihre Orientierung hinsichtlich der Geräte beeinflusst haben. Dabei spielten insbesondere multisensorische und somatische Aspekte eine Rolle, etwa die haptische Erfahrung, das Gefühl, das sich durch den Körper bewegt, wenn die Maschine ‚selbst arbeitet‘, wenn sie richtig an das Holz angesetzt wird, oder das Erfolgsgefühl, wenn das Starten einer schweren Benzinmotorsäge gelingt. Multisensorische Elemente wie Vibrationen, Geräusche und Gerüche wirken affektiv oder wecken Erinnerungen an ähnliche Alltagspraktiken (z.B. Rasenmähen), die im Umgang mit dem neuen Gerät nutzbar gemacht wurden. Diese zugleich emotionalen, kognitiven, sensorischen und affektiven Resonanzen in der Anwendungssituation, aber auch mit vergangenen Erlebnissen und Imaginationen über zukünftige Erlebnisse, machte Tester_innen und Kursteilnehmer_innen Lust auf die Transzendenz bisheriger Erfahrungen. So entwickelten sie aus der Möglichkeit, unterschiedliche Geräte ausprobieren zu können, eine differenziertere Haltung zu unterschiedlichen Arten von Motorsägen. Auch verschoben sich im wiederholten Schneiden die Distanzverhältnisse zum Gerät und in affektiven Momenten traten Gerätevorlieben und -aversionen zutage, die beispielsweise durch die Wahrnehmung einer bestimmten Art von Motorengeräusch oder des Benzingeruchs ausgelöst und affektiv mit biografischen Momenten und Erinnerungen daran verknüpft wurden. Durch ihre affektive Wirkung auf die Nutzer_innen und die damit zum Teil verknüpfte Bereitschaft (eigene) (Handlungs-)Grenzen weiter auszutesten, ungeachtet von normativen Vorgaben, wurden demnach die agentiven Kapazitäten der unterschiedlichen Motorsägen erkennbar.

Eine praktische Konsequenz dieser Erkenntnisse ist, dass ein Berücksichtigen von diskursiv-materiellen Phänomenen in Lernsituationen dabei unterstützen kann, Geschlechtergrenzen gezielt zu adressieren, in ihrer dichotomen Anlage infrage zu stellen und damit eine antikategoriale Didaktik zu entwickeln. Affektive Resonanzen, die erfahrene Kontingenz der Technikaneignung sowie die Offenlegung der unterschiedlichen Orientierungen können damit entstereotypisierende Wirkung bei ‚Männern‘ wie bei ‚Frauen‘ zeigen, Autonomie in neuen Handlungsfeldern fördern und damit Geschlechter-Technikverhältnisse rekonfigurieren.

Anwender_innenerlebnisse erinnern

Das zweite Beispiel widmet sich erneut den zeitlichen aber auch den transindividuellen Dimensionen von Affekten. Es analysiert eine Erinnerung an ein Anwender_innen-Erlebnis als soziomaterielles, verkörpertes Phänomen, mit dem affektive Resonanzen und Dissonanzen hergestellt werden können. Die empirische Studie wurde mit einem Team von Computerspiele-Entwickler_innen durchgeführt und untersuchte anhand der Methode der Erinnerungsarbeit (Haug 1999), wie informatische Konzepte mit Geschlechterdiskursen

verschränkt sind.¹¹ Wir greifen hier einen Auszug des empirischen Materials¹² erneut auf, um zu sehen, wie Erinnerungen und eine affektive Resonanz mit Erinnerungen für eine Auseinandersetzung mit Prozessen der Verkörperung und Materialisierung produktiv gemacht werden können. Wie weiter oben ausgeführt, werden Subjekte in spezifischen Machtgefügen differenziell affiziert. Die antikategorial angelegte Analyse von affektiven Resonanzen zeichnet einerseits vor dem Hintergrund von Ahmeds *Orientierungen* Aspekte dieser unterschiedlichen Affizierung nach. Andererseits zeigt sie im Analyseprozess aber auch auf, dass Affizierung multipel ist und nicht innerhalb einheitlicher und dichotomer Geschlechterpositionen verläuft.

Für die Studie hielt jede_r der Spieleentwickler_innen aus dem Team eine konkrete Erinnerung an ein eigenes Anwender_innen-Erlebnis schriftlich fest. Diese Erinnerungstexte wurden dann auf Basis des Vergleichs mit den anderen Texten aus der Gruppe kollektiv dekonstruiert.¹³ Eine Erinnerung kollektiv zu dekonstruieren bedeutet, die Konstruktion von Bedeutungen und Kausalitäten im Text herauszuarbeiten. Ein affektives Einverständnis der Gruppe in erinnerte Sichtweisen und Emotionen deutet dabei auf naturalisierte Zusammenhänge hin, die Spuren vergeschlechtlichter Verkörperungsprozesse sichtbar machen. Bei diesem Text handelt es sich um einen Ausschnitt aus solch einem erinnerten Anwender_innen-Erlebnis:

Der PSP (PlayStation Portable) lag vor ihr auf dem Tisch. Sie schnappte sich also das neue Spiel ... Der erste Versuch war *einfach beschämend*. Während ihrer Studienzeit mochte sie Rallye-Spiele, aber sie waren ihr *oft ein wenig zu schwer*. *Der PSP fühlte sich groß und unhandlich an*, und ein Rennspiel ohne vernünftigen Analogstick zu spielen war auch suboptimal. Der nächste Versuch brachte die *Erkenntnis*, dass häufigeres Bremsen sicher dabei helfen würde, nicht so oft über die Streckenbegrenzungen hinauszuschießen. Beim dritten Versuch begann das Spiel dann *Spaß* zu machen. *Sie zog ihre Jacke aus und hängte sie knitterfrei über die Rückenlehne ihres Stuhls*. ... Der siebente Versuch brachte dann erstmals ein *akzeptables* Ergebnis – Dritter ist keine tolle Platzierung, *aber nicht peinlich* und gut genug, um den nächsten Track zu probieren. Der erste Versuch ist *wieder völlig beschämend*, aber *grundsätzlich* hat sie über das Handling des Fahrzeugs *schon eine Menge gelernt*.

Sie und die Rallye-Spiele. Das war schon immer eine *Hassliebe* gewesen. Nachdem sie *wenig natürliches Talent* für diese Art von Spiel mitbrachte, brauchte sie immer eine Vielzahl an Versuchen, um ein Spiel zu beherrschen, das *ihre Kumpel einfach nahmen und spielten*. Egal – es ist nur ein Spiel. Glücklicherweise hatte sie irgendwann aufgehört, es allzu persönlich zu nehmen *und zu fluchen und zu schimpfen*, wenn sie dasselbe Rennen zum x. Mal *versaute*. (eigene Hervorhebungen)

Der Text bringt an den markierten Stellen ein multisensorisches affektives Involviertsein in Materialitäten zum Ausdruck. Um im Sinne Ahmeds den *Orientierungen* in diesem Technikverhältnis nachzugehen, sollen im Weiteren

die Geschichtlichkeit und die transindividuelle Dimension dieser Orientierungen herausgearbeitet werden. So können wir fragen, wie Materialität in den Texten erinnert wird. Wo finden sich Spuren von Prozessen der Verkörperung? Welche Gefühle und Affekte, welches Handeln kommen in der Erinnerung vor? Konkreter auch nochmal, wer oder was wird als agentiv erinnert und welche affektiven Resonanzen bietet der Text in der kollektiven Dekonstruktion an? Die Erinnerungsarbeit wurde im Arbeitsumfeld der Entwickler_in durchgeführt, d.h. ein Festhalten und Dekonstruieren eines Nutzer_innen-Erlebnisses ist in diesem Kontext auch mit einem professionellen Wissen über soziotechnische Konzepte wie *usability* und *user experience* (UX) verknüpft. Vor diesem Hintergrund können wir im Weiteren auch nach den Entstehungsbedingungen von agentiven informatischen Artefakten fragen, danach, wie auch technische Konzepte affektiv und verkörpert sind und wie sie sich in Entwicklungspraktiken materialisieren.

Eine Kurzfassung der Narration des Textes könnte etwa so lauten: Die Entwickler_in entschließt sich, ein Rennspiel auszuprobieren. Nach einem ersten missglückten Versuch gibt es einen Rückblick in ihre Studienzeit, der uns mit einer haptischen Erinnerung an den PSP affektiv wieder in die aktuelle Situation zurückbringt. Der nächste Versuch bringt die selbstironische „Erkenntnis, dass häufigeres Bremsen sicher ... helfen würde“. Dann beginnt es Spaß zu machen, es kommt der nächste Versuch, der Siebte bringt ein akzeptables Ergebnis, dann wieder ein „völlig beschämender“. Als Abschluss gibt es wieder einen Rückblick darauf, wie sich das Verhältnis der Verfasser_in zu Rennspielen in der Vergangenheit entwickelt hat.

Die genauen Aufzählungen der einzelnen „Versuche“ lassen ein Bild von einem Handlungsraum entstehen, in dem sich die Entwickler_in Mühe gibt, etwas zu erreichen, und, schließlich hat sie „grundsätzlich ... schon eine Menge gelernt“. Diese Selbstkonstruktion ist mit haptischen Ausdrücken verknüpft, die Körperlichkeit und Symbolik verbinden. In der kollektiven Dekonstruktion können wir oder unsere Körper eine affektive Resonanz oder Dissonanz mit manchen der bildlichen Erinnerungen herstellen. Wir können z.B. eine haptische Wahrnehmung wie „der PSP fühlte sich groß und unhandlich an“ imaginieren – diese haptische Empathie kann etwa ein Gefühl der Fremdheit des Nicht-gewöhnt-Seins vermitteln. Was passiert, wenn ein Objekt nicht (länger) vertraut erscheint, können wir mit Ahmed fragen, und wenn dem entgegen tritt, dass „ihre Kumpel“ Rennspiele „einfach nahmen und spielten“.¹⁴

Die Verfasser_in erscheint durch viele passive Verben nur an wenigen Textstellen als aktiv handelnd. Materialitäten treten dagegen an zentralen Punkten als aktiv hervor, z.B. als Einstieg in den Text oder als Ende eines Rückblicks. An anderen Stellen verbildlichen sie durch ihre symbolische Bedeutung eine Veränderung der (auch körperlichen) Haltung der Verfasser_in. Etwa wenn sie sich die Jacke auszieht, sie „knitterfrei über die Rückenlehne ihres Stuhls hängt“ und sich damit in professioneller Manier dem Spiel voll und ganz zuwendet. Die Entwickler_in bringt Gefühle des Beschämt-Seins, des Peinlich-berührt-Seins ins Spiel, verbindet sie mit Selbstironie und erinnert den Umgang mit dem Handling des Fahrzeugs als Lernprozess. Sie fühlt sich in diesem Technikver-

hältnis nicht zu Hause und muss sich die Fähigkeiten, das „natürliche Talent“, das ihre männlich konnotierten „Kumpel“ „einfach“ haben, durch konzentriertes Üben aneignen, und zwar in der Vergangenheit und jedes Mal wieder. Wie das Spiel ausgeht, bleibt allerdings offen und dem Ergebnis wird damit schließlich wenig Bedeutung eingeräumt.

Wie Ahmed (2010: 235ff) erklärt, sind Orientierungen ein Effekt dessen, wohin wir tendieren, aber sie sind auch ein Ausgangspunkt. In Erinnerungen verschmelzen unterschiedliche Zeitlichkeiten zu materiell-diskursiven „Relevanzmustern“ (Barad 2012: 15). An zwei Stellen erwähnt der Text einen Hintergrund des erinnerten Technikverhältnisses. Die Verfasser_in bringt ihre Distanz zum Objekt Rallye-Spiel in Verbindung mit ihrer Studienzeit. Sie ruft Erinnerungen an die Zeit ihrer technischen Ausbildung hervor, die auch Gegenstand eines vorangegangenen Interviews war, und setzt sie damit in ein Verhältnis zu dem vergeschlechtlichten Raum der IT-Fachhochschule, die sie besucht hat. Im letzten Absatz bringt sie die Zeitebenen zusammen, denn „[s]ie und die Rallye-Spiele. Das war schon immer eine Hassliebe gewesen“. Während die Entwickler_in ihre Spielleistung eher ihrem mäßigen „natürlichen Talent“ als der Qualität des Spiels zuschreibt, drückt sie im Zusammenhang mit ihren damaligen und (implizit auch) aktuellen Kollegen kein problematisches Technikverhältnis aus.¹⁵ Hassliebe steht als Ausdruck starker emotionaler und körperlicher Involviertheit der Entwickler_in, als etwas, das sie im Verhältnis zu Rennspielen affektiv im Griff hat. Aber, „[e]gal – es ist nur ein Spiel. Glücklicherweise hatte sie irgendwann aufgehört, es allzu persönlich zu nehmen und zu fluchen und zu schimpfen“. Auf die Relativierung, die eine Veränderung der Orientierung im Technikverhältnis andeutet, folgt eine Affirmation der affektiven Involviertheit durch die Verdoppelung der stark emotionalen Verben.

In der Dekonstruktion kann an dieser Stelle leicht eine affektive Resonanz, eine emphatische Erinnerung hervorgerufen werden. Die transindividuelle und geschichtliche Dimension von Affekten und Gefühlen wirft die Frage auf, wie sich das Kollektiv affektiv ins Verhältnis zu dieser körperlichen Erinnerung setzt. Entsteht eine Resonanz mit der Wut, mit einer unterdrückten Wut, mit der Gelassenheit oder mit dem Versuch, Gelassenheit zu bewahren, und der darauf folgenden Explosion? Und wie setzt sich das Kollektiv geschlechtlich ins Verhältnis zu den Emotionen der Verfasser_in? Die beschriebenen Gefühle können zwar im Rahmen eines spezifischen geschichtlichen Technikverhältnisses als ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘ konnotiert gelesen werden, allerdings bleiben affektive Resonanzen nicht innerhalb dichotomer Geschlechtergrenzen. Sie sind multipel, d.h. zeitlich, in ihrer Intensität und Bedeutung vielschichtig und vor allem auch uneinheitlich in ihrem Aufrufen von geschlechtlichen ‚Erinnerungsspuren‘.

Die kollektive Dekonstruktion des Anwender_innen-Erlebnisses macht Techniknutzung als zeitlich vielschichtigen Prozess der Verkörperung und transindividuellen Aneignung deutlich. In der Erinnerungsarbeit wurde nicht nach einer Geschlechterposition oder Kontinuität gesucht. Vielmehr ruft die Erinnerung

affektiv temporäre Situiertheiten im konkreten Geschlechter-Technikverhältnis auf. Dies lenkt den analytischen Blick auf Gleichzeitigkeiten und Diskontinuitäten in einem Prozess, der Spuren – oder, mit Barad (2012: 20) gesprochen, „Relevanzmuster“ – auf und in Körpern hinterlässt. Die affektiven Resonanzen, die in der kollektiven Dekonstruktion auftreten, können als transindividuelle Involviertheit in Geschlechter-Technikverhältnisse verstanden werden und damit als Erkenntnismodus, der Affekt als analytisches Tool nutzbar macht. Wichtig ist dabei die Kollektivität der Methode und damit die Auflösung der Dichotomie zwischen Forscher_innen und Beforschten.

Wohin entfaltet sich die Welt vom Ausgangspunkt der Orientierungen der Entwickler_innen, so kann weiter mit Ahmed gefragt werden. In technischen Konzepten wird ein Anwender_innen-Erlebnis gemeinhin als *user experience* (UX) und damit als eine Konsequenz einer Interaktion mit einem Produkt verstanden. Die Analyse von Orientierungen im Anwender_innen-Erlebnis zeigt aber, dass UX kein technisches oder auch nicht nur ein soziotechnisches Konzept ist. Wir können UX als verkörpertes Konzept begreifen, das als reales Phänomen in einem konkreten soziomateriellen Verhältnis zutage tritt und eine Geschichtlichkeit vergeschlechtlichter Subjekte impliziert. Technikentwicklung kann damit als ein Prozess der Materialisierung verstanden werden, in dem Geschlechter-Technikverhältnisse differenziell in Kraft gesetzt werden. In der Entwicklungspraxis ist es demnach von Bedeutung, auf welche Weise Konzepte wie UX in konkreten Design-Entscheidungen umgesetzt werden (Allhutter 2014). Eine Konzeptualisierung von UX als verkörpertes Konzept und eine in diesem Sinne dekonstruktivistische technische Praxis kann daher ein queere-feministisches Potenzial entwickeln.

Handlungs- und theoretisches Transformationspotential

Unser Beitrag zeigt, wie über Affekte, Emotionen und verkörpertes Wissen sowie die damit verbundenen Orientierungen gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse in alltäglichen Praktiken (re-)produziert werden. Durch die Verknüpfung machtkritischer Ansätze zu Affekt mit neu-materialistischen Konzepten und eine antikategoriale Vorgehensweise kann in empirischen Analysen sichtbar gemacht werden, wie sich Vergeschlechtlichungsprozesse in der Technikaneignung intersektionell, transindividuell und relational vollziehen. Erinnerungen, so unser Vorschlag, bieten einen konkreten Anhaltspunkt, um diese dynamischen Prozesse empirisch zu erfassen. Sie geben einen Einblick in temporäre Sedimentierungen von Materialität und Bedeutung (Butler 1995: 52) – etwa in biografischen Interviews und verschriftlichten Erinnerungen, aber auch im Verkörpern von somatischen und affektiven Erinnerungen in beobachtbaren Handlungen bzw. im Reflektieren von körperlich und verbal ausgedrückten Orientierungen und Resonanzen. Gleichzeitig ermöglichen sie einen zeitlich vielschichtigen Zugang zu den performativen Praktiken, in denen das geschichtliche Werden von Körpern, Diskursen und Materialitäten zum Ausdruck kommt.

Erinnerungen und Affekte wurden dafür in den beiden empirischen Studien analytisch auf zwei Weisen nutzbar gemacht: Im ersten Beispiel wurden Erinnerungen in biografischen Interviews und in der Testsituation im Umgang mit Motorsägen affektiv aufgerufen und verknüpft, in der Analyse rekonstruiert und in der weiteren Interaktion mit den Motorsägen selbstreflexiv dekonstruiert bzw. in manchen Fällen durch affektive Erfahrungen neu belegt. Im zweiten Beispiel wurde die kollektive Dekonstruktion von Resonanzen mit affektiven Erinnerungen dazu eingesetzt, die verkörperte Ebene soziotechnischer Aneignungsphänomene zu begreifen und damit technische Konzepte wie *user experience* als vergeschlechtlicht sichtbar zu machen. Wie unsere empirische Arbeit verdeutlicht, sind Affekte und Emotionen transindividuell und geschichtlich, im Konkreten aber auch für Individuen situativ handlungsanleitend. Sie artikulieren verkörpertes Wissen und Orientierungen. In diesem Sinne eignen sie sich als Wahrnehmungs- und Erkenntnis Modi und eröffnen gleichfalls ein queer-feministisches Handlungspotenzial. Eine Dekonstruktion der affektiven und verkörperten Wirkweisen von Macht in soziotechnischen Mikropraktiken kann so Anstöße für konkrete Veränderungen z.B. in der Technikvermittlung und -entwicklung liefern.

Eine antikategoriale Analyse von Geschlechter-Technikverhältnissen auf Basis einer ko-emergenten Sicht auf Gesellschaft und Technologie ermöglicht es im Weiteren, Verschiebungen in Vergeschlechtlichungsprozessen greifbar zu machen. Dabei wird die Involviertheit von Subjekten in Materialitäten wie auch in Machtverhältnisse deutlich. Sie verbinden Subjekte strukturell mit gesellschaftlichen Technikverhältnissen, jedoch auf eine nicht-deterministische und multiple Art und Weise. Im Sinne einer theorie-politischen Transformation und nicht zuletzt auch übersetzt ins politische Alltagshandeln wird so eine Sichtbarkeit der Multiplizität von Subjektivierungsweisen in Technikkontexten gefördert.

Dank

Dieser Beitrag wurde durch eine Förderung der Österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft (FFG), des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie (BMvit) und des Austrian Science Fund (FWF): [V273-G15] ermöglicht.

Korrespondenzadressen/correspondence addresses

Mag. Dr. Doris Allhutter
Institut für Technikfolgen-Abschätzung,
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Strohgasse 45/5, 1030 Wien
doris.allhutter@oeaw.ac.at
<http://www.oeaw.ac.at/ita/allhutter>

Mag. Dr. Roswitha Hofmann
uebergrenzenendenken/WU Wien
c/o Waldstraße 41, A-2105 Oberrohrbach
office@uebergrenzenendenken.at und roswitha.hofmann@wu.ac.at
<http://www.uebergrenzenendenken.at>

Anmerkungen

- 1 Dieser Prozess wird als Ko-Emergenz bezeichnet. In Fortführung und Erweiterung von Ansätzen der Ko-Konstruktion von Technik und Geschlecht (Mackenzie/Wajzman 1985; Cockburn/Ormrod 1993) beschreibt der Begriff der Ko-Emergenz, wie Geschlecht und Technik kontinuierlich in Relation zueinander entstehen. Er betont allerdings stärker, dass in soziotechnischen Praktiken auch Materialitäten wie Programme, Algorithmen aber auch Körper tätig sind, d.h. dass sie im Prozess ihrer Materialisierung eine aktive Rolle spielen (vgl. Barad 2012).
- 2 Die Bezeichnung ‚*new materialism*‘ verweist auf eine auf neue Weise konsequente Verschränkung von Epistemologie und Ontologie. Mehrere Autor_innen haben dagegen aber auch auf die lang bestehende Tradition feministischer Theoriebildung zu Verkörperung, Materialismus und Natur/Kulturverhältnissen verwiesen (z.B. Hemmings 2005; Ahmed 2008).
- 3 Dies geschieht auf Basis von Arbeiten zu Affekt und Emotionen von Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Arlie Russell Hochschild, Lauren Berlant und Ann Cvetkovich.
- 4 Affekt und Emotion sind analytisch „nicht gleichzusetzen, sondern beschreiben unterschiedliche Dimensionen und Formen hierarchischer und hierarchisierender“ (Bargetz 2013: 216) Verhältnisse. Als Effekte und Wirkweisen von verschränkten Prozessen der Verkörperung und Bedeutungsproduktion, sind sie aber auch miteinander verwoben. Affekte werden relational hervorgebracht und verkörpert, sie werden als Emotion intelligibel und in gesellschaftliche Verhältnisse eingebracht.
- 5 Wie im Weiteren deutlich wird, unterscheidet sich Barad’s Verständnis von verkörperter Geschichtlichkeit von Bourdieus Begriff der Hexis bzw. des Leibgedächtnisses. Nach Bourdieu handelt es sich bei geschlechtsspezifischen Körperhaltungen und Bewegungen um eine Einverleibung von Kultur im Sozialisationsprozess: „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern, das ist man.“ (Bourdieu 1987: 135). Diese Vorstellung wurde beispielsweise von Young (2002: 427) als deterministisch und ahistorisch kritisiert. In ihrem Essay „Throwing Like a Girl:

- A Phenomenology of Feminine Body Comportment, Motility, and Spatiality“ hat Young (2005: 31) bereits Mitte der 1970er Jahre auf die Situiertheit und die Geschichtlichkeit von verkörperter Erfahrung hingewiesen. Dabei hat sie zum einen die Bedeutung der Relationen zwischen Körper und Umfeld betont und zum anderen die Möglichkeiten geschlechterstereotype Situationen, die sich u.a. aus strukturellen Bedingungen ergeben, zu überwinden. Sie argumentiert in diesem Sinne antikategorial.
- 6 Im Rahmen der Studie zu Motorsägen wurde mit video- und fotogestützter teilnehmender Beobachtung, qualitativen Interviews und Gruppendiskussionen gearbeitet; die vielschichtigen Daten wurden mittels inhaltsanalytischer und dispositivanalytischer Verfahren ausgewertet. In der Studie mit den Computerspiele-Entwickler_innen wurden zur Datenerhebung Expert_innen-Interviews durchgeführt und von den Entwickler_innen Erinnerungstexte verfasst, die dann kollektiv (in der Gruppe der Teilnehmenden und Forscher_innen) in Workshops dekonstruiert wurden. Die Interviews und Audioaufzeichnungen der Workshops wurden ethnomethodologisch ausgewertet und mit den Teilnehmenden in einem Abschlussworkshop diskutiert.
 - 7 FemTools – Gendersensible Usability-Forschung am Beispiel von Werkzeugen zur Brennholzherstellung für PrivatanwenderInnen (2011-2013). Durchgeführt vom Österreichischen Ökologie Institut, Roswitha Hofmann und grauwert. Das Projekt wurde vom bmvit im Rahmen der Programmlinie FEMtech FTI (FFG – Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft) gefördert.
 - 8 Im Projekt wurden 20 Nutzer_innentests mit unterschiedlichen Motorsägenmodellen in Österreich (Niederösterreich) und Deutschland (Hamburg) durchgeführt sowie ein zweitägiger Brennholzkurs in Zusammenarbeit mit einer österreichischen forstlichen Ausbildungsstätte, in welchem u.a. der Umgang mit unterschiedlichen Typen von Motorsägen vermittelt wurde.
 - 9 So wurde im Projekt FemTools bewusst keine männliche Vergleichsgruppe eingesetzt, sondern auf den Anwendungskontext fokussiert. Es wurde davon ausgegangen, dass sich Geschlechterverhältnisse sowie Maskulinitäts- und Femininitätskonstruktionen in jeder Form von Sample manifestieren.
 - 10 So können viele ‚Männer‘ ihre in der Jugend gemachten Erfahrungen im Umgang mit 2-Takt-Motoren (Kleinmotorrädern) im Handling von Motorsägen nützen. Vielen ‚Frauen‘ fehlen diese Erfahrungen und damit auch ein grundsätzliches Wissen um die Spezifika von 2-Takt-Motoren und ihre Verbrennungs- und Startlogik.
 - 11 Die Studie wurde im Rahmen des Projekts „Gendered Software Design“ (2007) an der WU Wien durchgeführt.
 - 12 Es wurden 10 Expert_innen-Interviews mit Spieleentwickler_innen durchgeführt. Alle Entwickler_innen verfassten Erinnerungstexte, die sie in Workshops gemeinsam mit den Forscher_innen kollektiv dekonstruierten. Von den 10 Erinnerungstexten und Transkriptionen der Workshops werden in diesem Beitrag ein Text und seine kollektive Dekonstruktion herangezogen und weitere zum punktuellen Vergleich erwähnt.
 - 13 Für eine detaillierte Beschreibung der Methode und des dekonstruktives Vorgehens bei der Auswertung der Erinnerungstexte im Unterschied zu Haug (1999) siehe Allhutter (2012).
 - 14 Von den restlichen neun Erinnerungen, die von männlichen Kolleg_innen verfasst wurden, problematisiert keine die eigene Spielkompetenz. Es sind Erzählungen des „einfach Nehmens und Spielens“, in denen vorwiegend die Qualitätsmerkmale des Spiels beurteilt werden. Beim Untersuchungssample

handelt es sich um eine ‚natürliche‘ Gruppe, konkret um ein Team, dessen Mitglieder am Design eines Computerspiels arbeiteten. Das Geschlechterverhältnis entspricht der oftmals in dieser Branche vorkommenden Zusammensetzung von Teams (siehe dazu auch Allhutter 2012). Ziel dieser Erinnerungsarbeit war es nicht, Texte von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ zu vergleichen, sondern zu sehen, wie technische Konzepte als vergeschlechtlichte Praktiken von Entwickler_innen wirksam werden. ‚Frauen‘ und ‚Männer‘ oder Spieleentwickler_innen haben nicht generell ein auf diese Weise (un-)problematisiertes Technikverhältnis. Das abgebildete Geschlechter-Technikverhältnis ist nicht verallgemeinerbar. Diese Orientierungen im konkreten Technikverhältnis

stellen aber eine Tendenz dar, in der Geschlecht als relational, temporär und situiert sichtbar wird.

15 Das kann im Text der Spieleentwickler_in als Konstruktion von Männlichkeit gelesen werden. In den Texten der männlichen Kolleg_innen wird eine ähnliche Konstruktion durchwegs auch deutlich, da kaum ein Bezug zur Vergangenheit – also zum Entstehen des Verhältnisses zu Computerspielen – hergestellt wird, d.h. die Geschichtlichkeit dieser verkörperten Technikverhältnisse wird ausgeblendet. Damit wird ein naturalisiertes Verhältnis reproduziert, sprich eines, das einer weißen, heterosexuellen, männlichen Geschlechterperformanz nicht zuwider läuft.

Literatur

- Ahmed, Sara (2008): Imaginary Prohibitions: Some Preliminary Remarks on the Founding Gestures of the New Materialism. In: *European Journal of Women's Studies* 15, S. 23-39.
- Ahmed, Sara (2010): Orientations Matter. In: Coole, D./Frost, S. (Hrsg.): *New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics*. Durham/London: Duke University Press, S. 234-257.
- Allhutter, Doris (2012): Mind Scripting: A Method for Deconstructive Design. In: *Science, Technology & Human Values* 37, 6, S. 684-707.
- Allhutter, Doris (2014): Vergeschlechtlichte Anwender_innen-Erlebnisse und User Experience als soziomaterielles Konzept. In: Marsden, N./Kempf, U. (Hrsg.): *Gender-UseIT. HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten*. München: De Gruyter, S. 15-25.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Barad, Karen (2003): Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs* 28, 3, S. 801-831.
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham/London: Duke University Press.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Bargetz, Brigitte (2013): Markt der Gefühle, Macht der Gefühle. Konturen eines emotionstheoretischen Machtverständnisses. In: *ÖZS* 38, 2, S. 203-220.
- Bargetz, Brigitte (2014): Jenseits emotionaler Eindeutigkeiten. Überlegungen zu einer politischen Grammatik der Gefühle. In: Baier, A./Binswanger, Ch./Häberlein, J./Nay E. Y./Zimmermann, A. (Hrsg.): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus, S. 117-136.
- Browne, Kath/Nash, Catherine J. (2010): Queer Methods and Methodologies: An Introduction. In: Browne, K./Nash, C. J. (Hrsg.): *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Farnham: Ashgate, S. 1-24.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin Verlag.
- Clough, Patricia Ticineto/Halley, Jean (Hrsg.) (2007): *The Affective Turn. Theorizing the Social*. Durham: Duke University Press.
- Cockburn, Cynthia/Ormrod, Susan (1993): *Gender and Technology in the Making*. London/Thousand Oaks/New Delhi: SAGE Publications.
- Coole, Diana/Frost, Samantha (Hrsg.) (2010): *New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics*. Durham/London: Duke University Press.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010): Affektiver Wert. Kolonialität, Feminisierung und Migration. <<http://eipcp.net/transversal/0112/gutierrez-rodriquez/de>> (Zugriff am 20.05.2014).
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): Politiken der Affekte. Transversale Konvivialität. In: Lorey, I./Nigro, R./Raunig, G. (Hrsg.): *Inventionen 1*. Zürich: diaphanes, S. 214-229.
- Graham, Mark (2010): Method Matters: Ethnography and Materiality. In: Browne, K./Nash, C. J. (Hrsg.): *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Farnham: Ashgate, S. 183-194.
- Gregg, Melissa/Seigworth, Gregory J. (Hrsg) (2010): *The Affect Theory Reader*. Durham/London: Duke University Press.

- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Haraway, Donna J. (2007): *When Species Meet*. *Posthumanities* 3. Minneapolis: The University of Minnesota Press.
- Haug, Frigga (1999): *Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit*. Hamburg: Argument.
- Hemmings, Clare (2005): *Invoking Affect*. *Cultural theory and the ontological turn*. In: *Cultural Studies* 19, 5, S. 548-567.
- Jameson, Fredric (1998): *The cultural turn: Selected writings on the post-modern, 1983-1998*. London/New York: Verso.
- Kozel, Susan (2007): *Closer: Performance, Technologies, Phenomenology*. Cambridge: MIT Press.
- MacKenzie, Donald/Wajcman, Judy (Hrsg.) (1985): *The Social Shaping of Technology. A Reader*. Philadelphia: Milton Keynes and OpenUniversity Press.
- Paasonen, Susanna (2011): *Carnal Resonance. Affect and Online Pornography*. Cambridge/London: The MIT Press.
- van der Velden, Maya/Mörtberg, Christina (2012): *Between Need and Desire. Exploring Strategies for Gendering Design*. In: *Science, Technology & Human Values* 37, 6, S. 663-683.
- Young, Iris M. (2002): *Lived Body vs. Gender: Reflections on Social Structure and Subjectivity*. In: *Ratio* 15, 4, S. 410-428.
- Young, Iris M. (2005): *Throwing Like a Girl: A Phenomenology of Feminine Body Comportment, Motility, and Spatiality*. In: *Dies.: On Female Body Experience*. New York: Oxford Univ. Press, S. 27-45.

Birgit Sauer/Otto Penz

Affektive Subjektivierung: Arbeit und Geschlecht¹

Zusammenfassung: Der Aufsatz thematisiert die affektive Arbeit von *front line*-Beschäftigten am Beispiel der österreichischen gelben Post. Seit der Privatisierung des Unternehmens stellt affektive Arbeit einen zentralen Bestandteil der neuen Kundenorientierung dar. Interviews zeigen das Spannungsverhältnis zwischen den betriebswirtschaftlichen Ansprüchen der Konzernleitung und dem Gefühlsmanagement, das am unteren Ende der Betriebshierarchie im Kundenkontakt zu leisten ist und sich in Kundenfreundlichkeit zeigen soll, aber auch mit Angst und Stressgefühlen verbunden ist. Dabei bilden Foucaults Konzept der Gouvernementalität und Connells Konzeption *hegemonialer Männlichkeit* die theoretische Basis für die Erforschung der Integration bislang weiblich konnotierter affektiver Praxen in den traditionell männlich dominierten Dienstleistungsbereich der Post. Wir erarbeiten daraus das Konzept der vergeschlechtlichten affektiven Subjektivierung und hinterfragen die Auswirkungen dieser Prozesse auf die Konstruktionen von Männlichkeit/en und Weiblichkeit/en, auf die Vergeschlechtlichung von Tätigkeiten und hinsichtlich neuer Formen von Über- und Unterordnung.

Schlagwörter: Hegemoniale Männlichkeit; affektive Arbeit; Subjektivierung; unternehmerisches Selbst; Gender.

Affective Subjectivation: Work and Gender

Abstract: The article examines affective labor of front line-service workers of the Austrian Post. Since the transformation of the public postal service into a listed company and with the new focus of the company on customer friendly services, emotionality became a core issue of the work process. Our investigation focuses on the tensions between management control of affective labor and emotional self-management at the bottom of the company's hierarchy, where friendliness is expected but service workers also have to cope with fear and feelings of stress. Foucault's theory of governmentality and Connell's concept of "hegemonic masculinity" provide the theoretical framework for our analysis of hitherto supposedly feminine emotional practices in interactive service professions. The results of our fieldwork point to gendered affective subjectivation processes at the workplace, where the construction of femininity and masculinity, the gendering of work practices and new relations of superiority and subordination are at stake.

Keywords: hegemonic masculinity; affective labor; subjectivation; entrepreneurial self; gender.

Neoliberaler Wandel der Arbeit und Affekte. Einleitung

Neoliberale Transformationen sind in den Ländern der Europäischen Union unter anderem durch die Privatisierung staatlicher Unternehmen und öffentlicher Dienstleistungen gekennzeichnet. Dieser Rückzug des Staates, der in den 1970er Jahren einsetzte, koinzidiert mit dem sukzessiven Umbau des Industrie-

kapitalismus zu Dienstleistungsökonomien. Mit dem Anstieg der Dienstleistungen wächst – in den Worten Michael Hardts – auch der Anteil der so genannten „immateriellen Arbeit“, die auf die Produktion immaterieller Güter, von kulturellen Produkten, Kooperation und Netzwerken abstellt (Hardt 1999: 90). Diese beiden Entwicklungen, der neoliberale Umbau des Staates und die Entstehung eines „kognitiven Kapitalismus“ (Moulier Boutang 2011; Lorey/Neundlinger 2012), also einer Produktionsweise, die auf Wissen, Kommunikation und Kreativität basiert, kumulieren in einem Bedeutungszuwachs von Affekten im Arbeitsprozess.² Affektive Arbeit, also das Herstellen von persönlichen Beziehungen, wird zentral für die Produktivität, und sie gewinnt im Arbeitsprozess gegenüber anderen Formen der Arbeit zunehmend an Bedeutung (Hardt 1999).

Bereits Arlie Hochschild (1983) hat in ihrer bahnbrechenden Studie *The Managed Heart* die Indienstnahme von Gefühlsarbeit für kapitalistische Zwecke herausgearbeitet. Hochschilds Arbeiten fokussieren die Profit- und Leistungssteigerung durch Gefühlsarbeit und die damit verbundene Entfremdung, etwa in Form von emotionaler Dissonanz. Michael Hardt hingegen geht es im Rahmen der neomarxistischen Perspektivierung des „kognitiven Kapitalismus“ um neue Formen des Sozialen, der Kooperation und Bezogenheit, sowie um neue kollektive Subjektivitäten, also Solidarität, die in der immateriellen Arbeit möglich werden: Affektive Arbeit schaffe, intendiert oder unintendiert, neue Formen der Gemeinsamkeit und des kollektiven Handelns (Hardt 1999: 96).

Die neuen affektiven Arbeitsanforderungen und Kooperationsmöglichkeiten verändern, so der Tenor dieser Überlegungen, die Subjektwerdung wie auch die Vergesellschaftung im Neoliberalismus im Vergleich zur industriekapitalistischen Epoche. Nicht zuletzt steht dabei das Geschlechterverhältnis zur Disposition, galt doch in der Moderne die Gefühlsarbeit, von der familiären Sorgearbeit bis hin zu den personenbezogenen und interaktiven Dienstleistungen der Marktwirtschaft, als weibliches Aufgabengebiet (Hochschild 1983: 162ff.). Gefühlsarbeit war somit ein zentraler Modus der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung – eine Form, um vergeschlechtlichte Berufspositionen zu (re-)produzieren, aber auch zu verschieben, ja mehr noch, eine Art und Weise, um Weiblichkeit und Männlichkeit herzustellen.

Mit einer affektbezogenen Perspektive auf den neoliberalen Strukturwandel von Arbeit lassen sich nun mehrere Paradoxien dieses Prozesses untersuchen: zum einen eine ‚Privatisierung‘ von Arbeit und eine ‚Veröffentlichung‘ von Privatheit als Prozess der Entgrenzung von Arbeitszeit und Freizeit, also eine Privatisierung des Öffentlichen durch Affekte. Zum anderen lässt sich mit einem solchen Zugang der Wandel der Geschlechtervorstellungen nachzeichnen, die eng mit der Idee der Trennbarkeit von öffentlich und privat und der emotionalen Kodierung dieser Sphären verbunden sind.

Unsere Studie über affektive Arbeit im Prozess der Privatisierung der Österreichischen Post AG ist in diesem Kontext angesiedelt. Sie fragt nach den affektbezogenen vergeschlechtlichten Subjektivierungsweisen im gegenwärtigen ökonomischen Transformationsprozess, der von neoliberalen Vorstellungen über freie Märkte beherrscht wird. In diesem Veränderungsprozess der globalen Ökonomie wurde die Österreichische Post 1996 aus der staatlichen Hoheitsverwal-

tung ausgegliedert und zehn Jahre später fast zur Hälfte über die Börse an private Eigentümer verkauft. Eine merkbare Folge für die Filialmitarbeiter_innen ist, dass die Herstellung von Kundenzufriedenheit, also affektive Arbeit an den Schaltern der Postfilialen, den Schnittstellen zwischen Unternehmen und Kundenschaft, zu einem entscheidenden Kriterium für den Unternehmenserfolg (nämlich den Profit oder *shareholder value* des Konzerns) wurde. Zudem veränderte sich das Selbstverständnis der Postmitarbeiter_innen fundamental.

Unsere Untersuchung lotet anhand von Dokumentenanalysen, Expert_innengesprächen mit Führungskräften in der Personalabteilung und Interviews mit Filialmitarbeiter_innen das Spannungsverhältnis zwischen den betriebswirtschaftlichen Ansprüchen der Konzernleitung und dem Affektmanagement aus, das am unteren Ende der Betriebshierarchie im Kundenkontakt an den Schaltern der Postfilialen zu leisten ist. Unsere Studie fragt danach, ob und wie die Privatisierung öffentlicher Betriebe durch Affekte und Geschlechterverhältnisse moduliert ist, welche Konsequenzen die Mobilisierung von Affekten und Geschlecht für die Transformation des öffentlichen Dienstes zeitigt und welche geschlechtsspezifischen Folgen die neuen affektiven Anforderungen haben. Im Mittelpunkt unseres Textes steht zum einen die Frage, wie sich der Umbauprozess der Post von einer staatlich-bürokratischen Organisation in ein marktwirtschaftliches, gewinnorientiertes Dienstleistungsunternehmen und die Mobilisierung von Affekten im Zeichen der Kundenorientierung auf die Arbeitsverhältnisse auswirkt und wie die Postmitarbeiter_innen mit diesen Veränderungen umgehen. Zum anderen wirft diese Affektualisierung von Arbeit die Frage auf, ob die damit einhergehenden Subjektivierungsprozesse zu Veränderungen der Geschlechterordnung führen. Unser Beitrag versucht daher, sowohl geschlechtsspezifische Umdeutungen von affektiver Arbeit sichtbar zu machen wie auch Verschiebungen von „hegemonic masculinity“ (Connell 1995: 77) im Kontext rekonstruierter ungleicher Zweigeschlechtlichkeit anschaulich zu machen, die aus dem unternehmerischen Einsatz von Affekten, aus dem Zusammenspiel von Leistungs- und Wettbewerbsorientierung und Affektmanagement resultieren.

Die theoretische Konzeption von „hegemonialer Männlichkeit“ wurde in den 1980er Jahren von Raewyn Connell (z.B. 1987) entwickelt und bezeichnet bis heute „the pattern of practice (...) that allowed men’s dominance over women to continue“ (Connell/Messerschmidt 2005: 832). Die Besonderheit des theoretischen Ansatzes besteht darin, nicht bloß Männlichkeit und Weiblichkeit in Relation zueinander zu setzen, sondern darüber hinaus von einer Pluralität in Beziehung stehender (kontextabhängiger) Männlichkeiten auszugehen, die allesamt der Normativität des hegemonial-konsensuellen Modells unterliegen. Damit rücken untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten, aber auch die Hybridisierung von Männlichkeitskonzeptionen stärker ins Blickfeld der Analyse. Hegemonie verweist in dieser Konzeption nicht auf einen empirisch vorherrschenden Typus von Mann, sondern auf ein Leitbild von Männlichkeit, etwa im Sinn einer „transnational business masculinity“, die einzelne CEOs verkörpern (Connell 1998: 16). Dieses hegemoniale Leitbild wird durch Diskurse, Praktiken und (teils unbewusste) körperliche Gewohnheiten, also durch

Konsens erzeugt und stellt Herrschaftsverhältnisse sowohl innerhalb des männlichen Geschlechts als auch zwischen den Geschlechtern her. Das ursprüngliche theoretische Gegenstück zur „hegemonialen Männlichkeit“, nämlich „betonte Weiblichkeit“ („emphasized femininity“), spielt allerdings in den Männlichkeitsstudien kaum mehr eine Rolle, bedauern Raewyn Connell und James Messerschmidt: „Focusing only on the activities of men occludes the practices of women in the construction of gender among men“ (Connell/Messerschmidt 2005: 848). Wir werden uns im Folgenden bemühen, diese vernachlässigte Relation zwischen den Geschlechtern stärker zu berücksichtigen, und greifen zugleich ein Beispiel auf, das den beiden Autor_innen symptomatisch für die gegenwärtige Modernisierung hegemonialer Männlichkeit erscheint, nämlich die Einführung von New Public Management in öffentlichen Dienstleistungsorganisationen, „which rejects old-style bureaucracy and believes in ‘flatter’ organizations, equal opportunity, and family-friendly employment policies“ (ebd.: 853).

Unser Aufsatz basiert auf der Analyse von Schulungsmaterialien und internen Unterlagen zur Mitarbeiterführung der Post AG, die über erwünschtes Verhalten im Kundenkontakt und über ‚feeling rules‘ der Organisation Auskunft geben. Darüber hinaus führten wir im Jahr 2010 Expert_innengespräche mit neun Personen in leitenden Positionen der Personalabteilung über persönliche Fähigkeiten und Qualifikationen der Schalterbediensteten. Zentral für die Untersuchung waren sowohl die Beobachtungen der Arbeitspraxis in den Postfilialen als auch leitfadengestützte Interviews mit 14 Mitarbeiter_innen im Schalterdienst und Filialleiter_innen im Wiener Filialnetz der Post (mit insgesamt 8 männlichen und 6 weiblichen Postbediensteten). In diesen Interviews fragten wir nach den Arbeitsanforderungen und -belastungen, nach der Arbeitszufriedenheit und -freude, den Verhaltensregeln im Umgang mit Kund_innen sowie nach Erfahrungen im Kund_innenkontakt. In der Auswertung wurde dieses praktische professionelle Wissen im Sinne einer soziologischen Ethnografie (Knoblauch 2005) auf affektive Bezüge hin untersucht. Aus den Tonaufnahmen und den transkribierten Interviews filterten wir, Jochen Kleres (2010) folgend, die affektiven Dimensionen v.a. auf zwei Ebenen heraus: auf der Ebene der Lexik, also von Worten, die unmittelbar Gefühle und Affekte bezeichnen, und auf der syntaktischen Ebene, d.h. in Sätzen, die affektive Bezüge aufweisen. Unsere zentrale Idee der Interpretation ist, dass Affekte „are inextricably interwoven with the meaning dimension of texts to the point where the distinction between cognition and emotion becomes blurred“ (Kleres 2010: 197).

Vom Amt zur Dienstleistung. Geschlechtsspezifische Modulation der Privatisierung der österreichischen Post

Bürokratische Arbeit, und darunter fällt auch die Entgegennahme und das Versenden von Briefen und Paketen, soll sich durch ihren rationalen Charakter auszeichnen. „Bürokratische Kundenorientierung“ sei vornehmlich durch Routinen und Regeln geprägt, argumentiert Stephan Voswinkel (2005). Vor allem der Ausbau staatlicher Verwaltungsaufgaben im 19. Jahrhundert kenn-

zeichnete geradezu paradigmatisch die „Entzauberung der Welt“ (Weber 1995), d.h. den Aufschwung rationaler staatlicher Herrschaft und damit die Entpersonalisierung von Herrschaft wie auch ihre Begründung und Legitimation durch weltliche Verfahren und Normen. Der Dienst an der Öffentlichkeit und für ein Allgemeinwohl bildet das Grundgesetz des „bürokratischen Feldes“, schreibt Pierre Bourdieu (1998a: 150). Als Funktionsbedingung dieses bürokratischen Feldes der staatlichen Verwaltung galt, dass „die sozialen Akteure kein persönliches Interesse haben und ihre eigenen Interessen der Öffentlichkeit, dem öffentlichen Dienst, dem Allgemeinen opfern“ (ebd.). Bourdieu beschreibt damit die legitimatorische Idee moderner Staatstätigkeit, die ihre Rechtfertigung aus der Herstellung eines Allgemeinwohls bezieht. Deshalb sollte der Staatsdiener leidenschaftslos und ohne eigene Interessen – „sine ira et studio“ (Weber 1992: 32) – politische Entscheidungen und Ziele umsetzen.

Freilich ist diese Idee des modernen (Verwaltungs-)Staates als eine männliche Idee entstanden. Der aus dem Gesellschaftsvertrag hervorgegangene ‚Leviathan‘ besitzt ein Doppelgesicht: die staatlich-öffentliche Sphäre der männlichen Unterwerfung unter den Staat und die so genannte private Sphäre der Unterordnung von Frauen unter den *pater familias*. Diese Zweiteilung ließ den Staatsapparat – Militär, Polizei, Bürokratie – im 18. und 19. Jahrhundert als exklusiv männlichen entstehen, nicht zuletzt legitimiert durch die geschlechtsspezifische Kodierung und Polarisierung von Gefühl und Rationalität bzw. Vernunftgeleitetheit. Während die Privatheit weiblich und gefühlvoll-empathisch, der Bereich der Politik als aggressiver männlicher Kampf um Interessen und Anhängerschaft entworfen wurde, wurde die moderne staatliche Verwaltung mit emotionsloser Männlichkeit verknüpft (Sauer 1999; 2001). Staatliche Rationalität, die sich allein am Zweck, an der Sache, orientieren soll, ist also ursächlich mit dem bürgerlichen Konzept von Männlichkeit verwoben, das die Moderne im Zuge der Differenzierung von männlicher Öffentlichkeit und weiblicher Privatsphäre hervorbrachte (Reckwitz 2010: 65f.). Oder anders gesagt: Bürgerliche Männlichkeit entwarf sich im Modus staatlicher Rationalität, während das bürgerliche Weiblichkeitsideal demgegenüber als gefühlvoll gezeichnet wurde. Diese Scheidung der Lebenssphären trug herrschaftliche Züge: ‚Der Mann‘ beherrschte qua seiner als überlegen angesehenen Vernunft und der vermeintlich stärkeren Kontrolle seiner Gefühle das öffentliche Leben und den Staat, während ‚die Frau‘ seinen emotionalen Rückhalt im Privaten bildete. Frauen wurden damit aus der öffentlichen Sphäre ebenso ausgeschlossen wie aus den Institutionen und Verfahren des Staates.

Aus der Entstehungsgeschichte der Post als staatliche Post- und Telegrafverwaltung (seit 1850 unter der Bezeichnung ‚Postamt‘) erklärt sich der männlich-bürokratische Charakter der Arbeit ebenso wie das hohe Prestige des behördlichen Handelns und die Autorität des männlichen Postbeamten bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Gefühle sollten beim Versehen des gleichsam hoheitlichen Postdienstes unterdrückt werden und in dieser Berufssphäre höchstens insofern eine Rolle spielen, als der Dienst an der Öffentlichkeit idealtypisch mit Hingabe zu versehen war: Auch der Postdienst war ‚Berufung‘, analog zur Politik und Wissenschaft im Sinne Webers (1992, 1995). Im Unterschied zu

privatwirtschaftlichen personenbezogenen Dienstleistungen, die ab den 1960er Jahren zu einer weiblichen Domäne wurden, blieb die männliche Dominanz im öffentlich-staatlichen Dienstleistungsbereich der Post viel länger erhalten – trotz des ‚Fräuleins vom Amt‘, das vor allem die Freundlich- und Menschlichkeit beim technisch-anonymen Vorgang der Telefonvermittlung sicher stellen sollte. Der Postberuf blieb ein Männerberuf und Frauen wurden im Muster einer geschlechtshierarchischen Segregation in die Postverwaltung integriert. Schon gar nicht wurde Arbeit bei der Post als Dienstleistung und somit als Gefühlsarbeit konzipiert und verstanden. Vielmehr stand die Loyalität als Staatsbeamter gegenüber dem Dienstherrn Staat im Zentrum des professionellen Selbstverständnisses.

Mit der Umwandlung des ‚Amtes‘ in eine Aktiengesellschaft in den 1990er Jahren wurde die Profitorientierung, d.h. die Erhöhung der Leistungs- und Kosteneffizienz, zum Hauptmerkmal der Post. Damit setzte eine grundlegende Veränderung sowohl der Anforderungen im Filialbetrieb als auch der Arbeitsverhältnisse an den Schaltern – nämlich eine „Verbetriebswirtschaftlichung“ (Atzmüller/Hermann 2004: 33) – ein. Eine Hauptstrategie zur Erhöhung der Rentabilität der Postdienstleistungen bestand in der Reduktion des Personalbestandes, in der Schließung als unrentabel identifizierter Filialen und in deren Ersetzung durch so genannte Postpartner wie Lebensmittelgeschäfte oder Tankstellen. Die offensichtlichsten Auswirkungen dieser Entwicklung sind zum einen Ängste um den eigenen Arbeitsplatz, also jenes allgemeine Gefühl der Verunsicherung der Arbeitnehmer_innen, das Bourdieu (1998b: 113) zufolge zum Programm des Neoliberalismus gehört und seinen Erfolg ausmacht, und zum anderen eine ungeheure Intensivierung der Arbeit, ein Prozess, der Ärger und Stress verursacht.³

Früher war es ein Geben und Nehmen. Jetzt hast du nur mehr von Oben ein Nehmen und von Unten das Geben. Ich sage immer ‚Vampirismus‘ dazu: Die saugen dich aus, wenn du nicht mehr kannst, wirst du weggeschmissen (...) Der Arbeitsdruck hat sich auf jeden Fall erhöht, weil immer mehr (an Aufgaben) dazu kommt, aber du bekommst keine Zeit dazu.

Mit der Computerisierung der Arbeitsabläufe wurde ein genaueres Kapazitätsmanagement möglich: Auf die im Tagesverlauf schwankende Kund_innenfrequenz (mit Belastungsspitzen vor allem gegen Betriebsschluss) soll mit möglichst flexiblen Arbeitszeiten reagiert werden. Dies führte zur verstärkten Aufnahme von Teilzeitkräften und geringfügig Beschäftigten, die zeitlich flexibel einsetzbar sein sollen. Erstmals wird somit Arbeit in diesem Berufsfeld prekär organisiert (Atzmüller/Hermann 2004: 36; AK 2009: 60f.), und in diesem prekären Arbeitssegment sind bei der Post wie auch in anderen Branchen vornehmlich Frauen beschäftigt. Geradezu paradigmatisch für diese Veränderungen in der Beschäftigungsstruktur ging mit der Reduktion von Vollzeitarbeitsplätzen, mit der stärkeren Flexibilisierung von Arbeitszeiten und der Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse ein Anstieg weiblicher Beschäftigter in den Filialen einher,

so dass Frauen neuerdings die Mehrheit der Mitarbeiter_innen im Filialnetz der Post darstellen.

Die Transformation vom Amt zur Dienstleistung war zudem mit einem erheblichen Autoritäts- und Prestigeverlust verbunden, der aus Aussagen von Filialbeschäftigten ersichtlich wird, wie etwa: „Vor 25 Jahren, da waren wir anerkannt [...] Heute, und wir sind wirklich schnell geworden mit der Post, sind wir nicht mehr anerkannt“ oder „Das Image der Post: Wir sind ja alle faul, wir machen nichts, wir sind dumm“. Dieser Diskurs, der die Privatisierung auch anderer Staatsdienste begleitete, ging einher mit dem steigenden Frauenanteil an den Beschäftigten im Filialnetz. Privatisierung, diskursive Abwertung und steigender Frauenanteil mündeten so in eine Feminisierung des Berufsstandes, die analog zu anderen beruflichen Feldern nicht zuletzt das Prestige der Arbeit zu schmälern droht (Gutiérrez Rodriguez 2010: 88ff.).

Die Reorganisation der Post ließ auch neue Geschlechtersegregationen, d.h. eine neue geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in den Filialen entstehen. Mit der Umstellung auf Computertechnologie und EDV wurden die Arbeitsbereiche an den Schaltern flexibilisiert, und ehemals getrennte Aufgaben, wie der Geldverkehr oder der Paketdienst, wurden an Universalschaltern zusammengelegt, so dass heutzutage alle Schaltermitarbeiter_innen für alle postalischen Aufgaben zuständig sind. Dies brachte einen Verlust an Expertise für die einzelnen Spezialbereiche der Post mit sich und zwingt die Mitarbeiter_innen zur steten Selbstschulung bzw. zur ständigen Suche nach den neuesten Informationen, um auf einer ganzen Reihe unterschiedlicher Arbeitsgebiete auf dem Laufenden zu bleiben. Vor allem Männer, die einst exklusiv für besondere Bereiche wie etwa den Paketdienst zuständig waren, leisten nun auch an Universalschaltern Dienst und verlieren damit ihren Expertenstatus. Doch eine neue Form der Spezialisierung entstand durch die Kooperation mit der Telekom Austria und durch die Fusionierung mit der Bank BAWAG P.S.K., die in den Zweigstellen, aber räumlich getrennt vom normalen Postbetrieb, Telekommunikations- und Finanzdienstleistungen anbieten. Dort können eigens geschulte Mitarbeiter_innen jene zeitaufwändige Beratungs- und Verkaufstätigkeit durchführen, die an den Universalschaltern nicht möglich ist. Dieses Dienstleistungssegment entwickelte sich in der österreichischen Post zu einem hauptsächlich männlichen Betätigungsfeld. Kurzum: Die Reorganisation der Post geht mit neuen Formen der Maskulinisierung und Feminisierung der betriebsinternen Arbeitsfelder einher, die insgesamt eine Herausforderung tradierter Geschlechterbilder und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bilden.

„Subjektivierung von Arbeit“ und „Arbeit der Subjektivierung“:
Affektive Folgen der Privatisierung der Post

Den Kern der Transformationsprozesse der österreichischen Post bildet die Umstrukturierung der Arbeit von einer bürokratisch-verwaltenden Tätigkeit in einen ‚Dienst am Kunden‘, also vom Staatsdienst zur Dienstleistung. In diesem Prozess wird die Arbeit auch als affektive Arbeit redefiniert, und diese erhält eine steigende Bedeutung für die Arbeitsplatzbeschreibung am Postschalter. An oberster Stelle des neuen Leitbildes der Österreichischen Post AG steht die Kundenorientierung.⁴ Die wichtigsten Leitsätze dazu lauten: „Wir begeistern unsere Kunden“ und „Wir stehen für Zuverlässigkeit, Vertraulichkeit und Effizienz“. Die Kommunikation im Modus des kollektiven „Wir“, die Identifikation und affektive Bindung voraussetzt, zugleich aber auch herstellen soll, steht dabei ganz im Zeichen des Verkaufs. So heißt es im neuen Leitbild: „Wir arbeiten ergebnisorientiert und sichern unsere Marktposition“, „setzen alles daran, unsere Ziele zu erreichen“ und „nutzen neue Technologien, um Mehrwert zu schaffen“. Den Maßstab für den Erfolg der Post bilden die Bilanzzahlen der Lageberichte bzw. die Höhe der Gewinnausschüttungen. In Form einer Jahresprämie werden auch die Mitarbeiter_innen am Unternehmenserfolg beteiligt. Dies wiederum soll betriebswirtschaftliche Anreize schaffen, um das *commitment* der Belegschaft zu stärken. Eine solche Strategie soll Identifikation mit dem Postbetrieb evozieren, vor allem aber sollen Identifikation und Identität als Post-Mitarbeiter_in über kommerziellen Erfolg generiert werden. So birgt das Bild der neuen Angestellten zugleich die Idee der Unternehmer im Konzern Post.

Eine Dimension affektiver Arbeit beim Schalterbetrieb der Post ist die gezielte Lenkung des Einsatzes von Gefühlen, ein Affektmanagement im Dienste der Profitmaximierung. Diese Emotionsarbeit ähnelt auf den ersten Blick jener, wie sie Verkäufer_innen im Einzelhandel traditionell abverlangt wird. Das in der neoliberalen Konstellation spezifisch Neuartige dieser Mitarbeiter_innenlenkung besteht nun darin, dass der Konzern Post versucht, auf allen Ebenen der Organisationshierarchie eine unternehmerische Haltung der Arbeitnehmer_innen zu generieren. Der zentrale Satz dazu im neuen Leitbild, der Teil des Selbstverständnisses der Postmitarbeiter_innen werden soll, lautet: „Wir handeln wirtschaftlich und leisten unseren persönlichen Beitrag zum Erfolg des Unternehmens“. Dieser Mobilisierungsprozess wird in den Sozialwissenschaften als „Subjektivierung von Arbeit“ bezeichnet, etwa von Manfred Moldaschl (2003: 31). Diesem zufolge vollzog sich mit der flexiblen Kapitalakkumulation seit den 1980er Jahren ein organisatorischer Wandel in der Wirtschaft, bei dem versucht wird, „die bürokratisch verschütteten subjektiven Potenziale“ der Arbeitnehmer_innen freizulegen (ebd.).

Eine weitere Dimension von Subjektivierung durch affektive Arbeit als Spezifikum des neoliberalen ökonomischen Transformationsprozesses wird allerdings von dem eben skizzierten sozialwissenschaftlichen Ansatz nur teilweise erfasst. Es geht bei der gegenwärtigen neoliberalen Neuorganisation nicht allein um die bessere betriebswirtschaftliche Verwertung der Arbeitskraft. Vielmehr

impliziert dieser Prozess einen neuen Modus der Subjektivierung, den Entwurf neuer Identitäten, Normen und Praxen im Arbeitsprozess, es geht also auch und vor allem um die herrschaftliche Formung von Menschen. Subjektivierung besitzt eine doppelte Konnotation: Die Erweiterung des Handlungsspielraums der Menschen geht Hand in Hand mit der Unterwerfung unter ein neues Regime der Einbindung in ein Arbeits- und Vermarktungsverhältnis. Als neu erweist sich in diesem Zusammenhang der gezielte Zugriff auf die Innovativität und Kreativität, die Sozial- und Kommunikationskompetenzen, die Begeisterungsfähigkeit und Affektivität bei der Ausschöpfung von „Arbeitskräftepotenzialen“ (Aulenbacher 2005: 37) – also der Zugriff auf affektive Arbeit. Diese neue affektive Subjektivierungsweise korrespondiert mit den Veränderungen der Arbeitswelt, sie soll aber darüber hinaus das ganze Leben bestimmen, und sie umfasst neben der Fremd- vor allem die Selbststeuerung der Menschen (Foucault 2001: 297ff.).

Diesen Prozess bezeichnen wir als *Arbeit der Subjektivierung*, in den affektive Arbeit als Affizieren und Affiziert-Werden in zweifachem Sinn einfließt: Zum einen als neue Form der Unterwerfung unter und Ausbeutung durch kapitalistische Arbeits- und Verwertungsbedingungen, verbunden mit Zwang und Ängsten; zum anderen als neue Form der Nutzung von Affekten im Arbeitsprozess, in der Sozialität, Zuneigung, Kooperation und Solidarität, vielleicht sogar Widerstand entstehen. In unserem Zusammenhang geht es damit um die Frage, durch welche Mechanismen, etwa Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahmen, die Schaltermitarbeiter_innen der Post dazu gebracht werden, gut zu verkaufen, und welche Motivationen dazu führen, dass das Verkaufen von Dienstleistungen gleichsam in Fleisch und Blut übergeht, zu einer Lebenshaltung, zur habituellen Praxis und – möglicherweise – zur persönlichen Leidenschaft wird.

Die zentrale Metapher in der sozialwissenschaftlichen Literatur für die neoliberale Form der Subjektivierung als herrschaftliche Unterwerfung und ‚Selbst-Werdung‘ stellt das „unternehmerische Selbst“ dar (Foucault 2006: 314), das die Richtung anzeigt, in die sich die Menschen verändern sollen. Das Selbstmanagement „soll die Potenziale der ganzen Person (und nicht nur der Arbeitskraft) motivieren. Unternehmer zu werden, hängt nicht am Erwerbsstatus, sondern ist eine ‚Lebenseinstellung‘“ (Bröckling 2007: 67). Affekte als Teil dieser Lebenseinstellung und Lebensführung des neoliberalen *homo oeconomicus* müssen mithin aktiv und gezielt produziert und zum Einsatz gebracht werden, andere Gefühle wiederum müssen unterdrückt werden. Affektive Arbeit wird so zu einem Modus der Subjektkonstitution und umfasst einerseits die Produktion und Moderation von Emotionen zur individuellen Gewinnmaximierung wie auch zu jener des Unternehmens. Andererseits wird Affektivität auch zu einer Grunderfahrung von Herrschaft und Kontrolle – nicht zuletzt durch das Regiment von Unsicherheit und Angst um den Arbeitsplatz.

Im Prozess der Privatisierung der Österreichischen Post AG umfasst die disziplinierende Subjektivierung im Zeichen des „unternehmerischen Selbst“ zum einen Arbeitskontrollen, die beispielsweise das EDV-System ermöglicht, und zum anderen eine Verschränkung von ökonomischen und symbolischen Gratifikationen. Via Telefonkonferenzen der Filialleiter_innen mit der Verkaufsleitung

werden wöchentliche Verkaufsziele für die Filialen vorgegeben, und über das Intranet der Post lässt sich nachvollziehen, wie erfolgreich die einzelnen Mitarbeiter_innen beim Erreichen dieser Ziele sind.

Früher hat man denen drinnen (in der Zentrale) eine Menge erzählen können [...] Heute drückt er drinnen auf einen Knopf und kann Ihnen sagen, wie viel Sie gearbeitet haben.

Mitarbeiter_innengespräche in den Filialen dienen dazu, alle auf diese Verkaufsziele einzuschwören und säumige Mitarbeiter_innen zu einer höheren Leistungsbereitschaft zu motivieren. Auch die Beschwörung eines Teamgeists soll die gemeinsame Zielerreichung ermöglichen, freilich mit der unterschwelligen Mobilisierung von gegenseitiger Kontrolle. Die wichtigste Überprüfung der Kundenorientierung der Mitarbeiter_innen, der persönlichen Beratung von Kund_innen und damit des affektiven Managements und der ‚Postfilial-Qualität‘ insgesamt bilden die Tests durch *mystery shoppers*. Diese sind auch ein Instrument der Disziplinierung und der Angsterzeugung: Unangekündigt und zunächst unerkannt überprüfen Kontrolleur_innen des Unternehmens die Dienstleistungsqualität in den Filialen.

Daneben gibt es die *mystery shopper*, da hatte ich letztens auch einen. Das sind Leute, die kommen aufs Postamt und verlangen irgendwas. Meistens gibt er einen Brief auf um 55 Cent, so dass er aussieht wie ein normaler Kunde, und dann sagt er: ‚Ich würde mich für diesen Fernseher interessieren‘. Und dann kommt es darauf an, wie Sie reagieren.

Eine hohe Servicequalität von Filialen wird wiederum mit Prämienzahlungen vergütet, also auch belohnt. Lassen sich die Kontrollmaßnahmen der Fremdsteuerung zurechnen, so sind die ökonomischen Anreizsysteme eher auf der Seite der Selbstregierung zu verorten. Neben der Belohnung der Servicequalität existiert beispielsweise ein Prämiensystem, welches das sogenannte *up-* und *cross selling* von Postprodukten berücksichtigt, also die zusätzlichen Geschäftsabschlüsse beim Verkauf einer einfachen Postdienstleistung. Dies erfordert ein Einfühlen in die möglichen Wünsche der Kund_innen und zugleich eine enthusiastische Haltung im Verkauf:

Sie kommen zum Beispiel zu mir und wollen einen Brief aufgeben, dann ist die Idee die, und die finde ich auch gut, dass man fragt: ‚Ist da etwas Wichtiges drinnen?‘ ‚Soll es besonders schnell gehen?‘ Dann sagen Sie: ‚Ja, weil Sie das erwähnen, da ist ein Führerschein drinnen, und der soll gestern dort sein.‘ Dann sage ich: ‚Nehmen Sie EMS‘, also dieses Schnellpostservice – da verdiene ich schon ein paar Cent.

Daneben gibt es für alle Mitarbeiter_innen einsehbare *rankings* für gute Verkaufserfolge sowie Veranstaltungen, bei denen besonders erfolgreiche Arbeitskräfte ausgezeichnet werden. Leistungsprämien für gute Filialumsätze sowie die

bereits erwähnte Gewinnbeteiligung für Postmitarbeiter_innen am Ende eines Bilanzjahres ergänzen das ökonomische Anreizsystem. Die unternehmerische Lenkung bei der Post produziert letztlich ein Selbstverhältnis, das durchzogen ist von Angst und Hoffnung, und eine Selbststeuerung bei den Mitarbeiter_innen gemäß der Anforderung, jederzeit freundlich und zugewandt, also affektunternehmerisch zu agieren. Die Entwicklung erinnert an Richard Sennetts (2005) Charakterisierung der *Kultur des neuen Kapitalismus*, die von der Erwartung geprägt ist, dass Arbeitnehmer_innen Unzulänglichkeiten der Arbeitsorganisation und -bedingungen durch persönliches Engagement wettmachen. Bei der Post zeigt sich das auch in der Entgrenzung von Arbeit und arbeitsfreier Zeit und in einem Verlust an Zeitsouveränität, da Mitarbeiter_innen beispielsweise immer wieder, und zwar ungeplant und nicht vorhersehbar, für Kolleg_innen einspringen müssen, oder Filialleiter_innen regelmäßig Überstunden machen müssen: „pro Tag mindestens 1-2 Stunden – unbezahlt“, schätzt ein Gesprächspartner.

Den damit verbundenen Zwang verdeutlicht die folgende Antwort:

Na ja, freiwillig [...] Ein Arbeitgeber ist in der heutigen Zeit in einer sehr guten Position, wenn ich mir die Wirtschaft so anschau. Man muss halt ganz einfach gewisse Dinge akzeptieren, wenn man sagt, ich möchte diesen Posten weiter haben und ich bin mit dem Verdienst zufrieden.

Die Subjektivierung durch Affekte, also z.B. durch Stress und Angst um den Arbeitsplatz, setzt sich in der Freizeit fort. Affektive Arbeit ist aber auch und vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie die Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und Freizeit erodieren und verschwimmen lässt. Gefühle, die am Arbeitsplatz entstehen oder produziert werden müssen, wirken in der Freizeit nach. Das „unternehmerische Selbst“ soll zu einer umfassenden Lebenseinstellung werden – moduliert durch Affekte. Die Mobilisierung eines „unternehmerischen Selbst“ umfasst mithin tendenziell das ganze Leben, impliziert eine umfassende Verfügbarkeit bzw. emotionale Einlassung und Beteiligung. Dieses Affektregime lässt emotionale Dissonanzen bis hin zu Pathologien entstehen (Fineman 2003: 137ff.). Auch bei einigen unserer Interviewpartner_innen führte dies zu anhaltenden Stressgefühlen, Gefühlen der Überforderung, zu *burn out* und Depressionen.

In unserem Interviewsample konnten wir allerdings auch Widerstände gegen das neoliberale Subjektivierungsregime und die disziplinierende Prägung eines „unternehmerischen Selbst“ feststellen – vor allem bei der Generation der älteren Postmitarbeiter_innen:

Ich bin nicht der Top-Verkäufer, wenn ich das wäre, dann wäre ich bei der Versicherung. Wenn ich so gut wäre, dann würde ich Versicherungen verkaufen. Das bin ich nicht, das ist nicht meins. Ich bin nicht der, der anderen etwas einredet, dafür bin ich damals auch nicht zur Post gegangen [...] Und jetzt sollte ich das machen? Ich werde sicher nicht viel verkaufen.

Vor allem für ältere Mitarbeiter_innen wird das Gefühl der Angst und der Unsicherheit ein Anknüpfungspunkt für Widersetzlichkeit durch eigene Kreativität. Dem Leitbild des Postbeamtentums folgend und an andere Ansprüche gewöhnt, entsprechen sie den neu an sie herangetragenen Anforderungen nach unternehmerischem Ehrgeiz und Verkaufsenthusiasmus nicht. Einen emanzipatorischen Überschuss affektiver Arbeit, d.h. durch die affektive Mobilisierung neu entstandene Formen solidarischen Handelns am Arbeitsplatz, konnten wir in unserer Studie nicht feststellen, wiewohl die von uns Interviewten die eigene Berufszufriedenheit stark von der Kolleg_innenenschaft abhängig machten und umgekehrt, sie einiges an affektiver Arbeit in diese Beziehung zu Kolleg_innen investierten.

Wandel von Geschlechterrollen. Maskulinisierung oder Feminisierung durch affektive Arbeit?

Traditionell wird unternehmerisches wirtschaftliches Handeln als männliche Tätigkeit und eine Beschäftigung unter Männern, Bourdieu (2005: 90ff.) zufolge als ein männliches „Spiel“ betrachtet, ein Wettbewerb, in dem Männlichkeit verhandelt und konstruiert wird. Dies ist freilich das Spiel vor allem von Wirtschaftskapitänen, Unternehmern und Managern, aber nicht von „Arbeitskraftunternehmern“ (Voß/Pongratz 1998), also eines möglicherweise feminisierten Unternehmertums, dem spezifische Handlungsmöglichkeiten aus Mangel an Machtressourcen nicht offen stehen. Die affektive Arbeit der Subjektivierung bei der Post wirft somit die Frage nach der Neuverhandlung von Männlichkeit und Weiblichkeit im Kontext der Anrufung eines „unternehmerischen Selbst“ hinter dem Kundenschalter auf. Zwar ist die Subjektivierungspraxis des „unternehmerischen Selbst“ *prima vista* männlich konnotiert, doch die affektive Dimension könnte auf einen Prozess des *de-gendering* hindeuten, wie ihn Andreas Reckwitz (2010: 71ff.) für aktuelle Transformationen generell konstatiert.

So wurden im Prozess der Verdienstleistung der Post affektive Fähigkeiten, die traditionell im Zentrum der weiblichen Erwerbstätigkeit standen, wie Freundlichkeit, Empathie, Geduld oder Höflichkeit, also traditionell mit Weiblichkeit assoziierte Dispositionen zentral für den beruflichen Erfolg und die soziale Anerkennung aller Mitarbeiter_innen. Diese affektiven Kompetenzen werden bei der Post nun auch den Männern abverlangt, ja sie werden zum Ausgangspunkt für berufliche Leistung und beruflichen Erfolg gemacht. Die internen Kommunikationspapiere der Post „Ihr Auftritt bitte! Erfolgreich und sicher auftreten im Beruf“ und „Service Standards. Service und Beratung in der Postfiliale“ sollen diese Gefühlsstandards etablieren. Die Einforderung von Affektivität lässt also den ‚Arbeitskraftunternehmer‘ als feminisiert erscheinen – zumindest aber verlangt diese Figur eine Neupositionierung von Affektivität im Geschlechterkonzept.

Für die *front line*-Dienstleister_innen ergeben sich aus diesem Affektregime höchst kontroverse vergeschlechtlichte Anrufungen und Zumutungen, und diese verweisen auf einen Prozess der Neu-Konstituierung von vergeschlechtlichter

Subjektivität. Männliche Mitarbeiter sehen sich größeren Herausforderungen gegenüber, werden sie doch mit feminisierenden Verhaltensanforderungen konfrontiert, die zugleich die Gewinnchancen im ‚männlichen Spiel‘ verringern. Allerdings lässt sich auch bei der Post feststellen, dass männliche Mitarbeiter die neuen affektiven Anforderungen als berufliche Kompetenz umdeuten und nicht als eine ihnen ‚von Natur‘ gegebene Fähigkeit sehen – eine Vorstellung, die gegenüber affektiven Qualitäten von Frauen nach wie vor dominiert. Auch Frauen bei der österreichischen Post sehen diese neuen affektiven Arbeitsforderungen weniger als Qualifikation denn als selbstverständliche Dimension ihres Selbst. Daniela Rastetter (2008: 134) bezeichnet in ihrer Studie diesen Prozess der Umdeutung von Emotionen in eine neue Kompetenz, die erlernt werden kann und soll, als „Rationalisierung von Gefühlsarbeit“, die vor allem bei Männern anzutreffen ist. Ähnlich wie Patricia Lewis und Ruth Simpson (2007) lässt sich bei der österreichischen Post von einer „Maskulinisierung von Affekten“ wie Empathie und Zuneigung sprechen, indem diese Gefühle in den Diskurs- und Bearbeitungskontext von Produktivität und Effektivität eingebunden werden.

Unsere Studie weist schließlich auch auf die Emergenz einer neuen Männlichkeit in untergeordneten beruflichen Positionen der neoliberalen Dienstleistungsgesellschaft hin, nämlich auf eine feminisierte Männlichkeit sowohl im Hinblick auf das Berufsfeld als auch hinsichtlich der Steuerung und Ökonomisierung der Affekte. In Anlehnung an Raewyn Connells Typologie ziehen wir den Schluss, dass die Subjektivierungspraxen von Dienstleistungsarbeit wie in den Filialen der Post zur stärkeren Ausbreitung jenes Männlichkeitstyps führt, den Connell (1995: 80f.) als „marginalized“ bezeichnet – eine untergeordnete Klasse von Männern, die nun wie die weiblichen Angestellten affektive Arbeit verrichten. Diese Klasse von (unternehmerisch eingestellten) Emotionsarbeitern ist einer „hegemonialen Männlichkeit“ im Sinn von Connells „business masculinity“ unterworfen, die an der Führungsspitze der Post beobachtet werden kann und die auch Frauen zugänglich ist.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass die affektbezogene Arbeit der Subjektivierung die fordistische Zweigeschlechtlichkeit zwar herausfordert, werden doch Frauen zugeschriebene Eigenschaften nun auch von Männern im Service-Bereich gefordert, dass aber die These eines *de-gendering* bezweifelt werden muss, konstruiert doch eine affektbezogene Hierarchie erneut Zweigeschlechtlichkeit im Modus „hegemonialer Männlichkeit“.

Korrespondenzadressen/correspondence addresses

Prof. Dr. Birgit Sauer
Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien
Universitätsstraße 7, 1010 Wien
birgit.sauer@univie.ac.at

Dr. Otto Penz
Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien
Universitätsstraße 7, 1010 Wien
otto.penz@aon.at

Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz basiert auf den Ergebnissen des Forschungsprojekts „Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen, Gefühlsarbeit und Geschlecht. Das Beispiel der Post AG“ (2008-2011), das vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank finanziell gefördert wurde (Jubiläumsfondsprojekt Nr. 13319). Wir danken der Generaldirektion und der Personalabteilung der Österreichischen Post AG für die Unterstützung unserer Feldarbeit.
- 2 Wir haben uns in diesem Aufsatz für den Begriff „affektive Arbeit“ entschieden, um unseren Ansatz von Arlie Hochschilds (1983) Konzept der Gefühlsarbeit zu unterscheiden. Sie zielt in ihrer Arbeit vornehmlich auf entfremdende Aspekte von Gefühlsarbeit. Affektive Arbeit soll hingegen auch die positiven Seiten wie Arbeitszufriedenheit durch die Interaktion mit Kunden und kooperatives Handeln in den Blick nehmen. In der Tradition eines „affective turn“ verweist der Begriff „Affekt“ auf das unmittelbare Zusammenspiel von Körper und Geist, von körperlichen und kognitiven Dispositionen, von rationaler Beurteilung und affektiver Bewertung sowie auf den dynamischen Prozess des Affizierens und Affiziert-Werdens. Mit dieser Sicht schließen wir an die Konzeption „emotionaler Gefühle“ von Sabine Döring (2009: 14) an. Anders also als in Debatten, die auf Brian Massumi (2002) Bezug nehmen, stellen unseres Erachtens Affekte stets einen sozial- und kontextbezogenen körperlichen Ausdruck dar.
- 3 Die folgenden anonymisierten Stellungnahmen entstammen unseren Interviews in den Postfilialen.
- 4 Die folgenden Zitate entstammen dem Dokument „Leitbild der Post“, das am 11. Oktober 2010 beschlossen wurde und der internen Kommunikation dient.

Literatur

- AK (Arbeiterkammer) Wien (2009): Zur Zukunft öffentlicher Dienstleistungen Nr. 7 (Die Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen und deren Auswirkungen auf Qualität, Beschäftigung und Produktivität). Wien: Eigenverlag.
- Atzmüller, Roland/Hermann, Christoph (2004): Liberalisierung öffentlicher Dienstleistungen in der EU und Österreich. Zur Zukunft öffentlicher Dienstleistungen Nr. 2. Wien: Arbeiterkammer.
- Aulenbacher, Brigitte (2005): Subjektivierung von Arbeit. Ein hegemonialer industriesoziologischer Topos und was die feministische Arbeitsforschung und Gesellschaftsanalyse dazu zu sagen haben. In: Lohr, K./Nickel, H. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 34-64.
- Bourdieu, Pierre (1998a): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998b): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Connell, R. W. (1987): Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge: Polity Press.
- Connell, R. W. (1995): Masculinities. Cambridge: Polity Press.
- Connell, R. W. (1998): Masculinities and Globalization. In: Men and Masculinities 1, S. 3-23.
- Connell, R. W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society 6, S. 829-859.
- Döring, Sabine A. (2009): Allgemeine Einleitung. Philosophie der Gefühle heute. In: Dies. (Hrsg.): Philosophie der Gefühle, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 12-65.
- Fineman, Stephen (2003): Understanding Emotion at Work. London: Sage.
- Foucault, Michel (2001): In Verteidigung der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2006): Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010): Migration, Domestic Work and Affect. London/New York: Routledge.
- Hardt, Michael (1999): Affective Labor. In: boundary 2, S. 89-100.
- Hochschild, Arlie Russel (1983): The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling. Berkeley: University of California Press.
- Kleres, Jochen (2010): Emotions and Narrative Analysis. A Methodological Approach. In: Journal for the Theory of Social Behaviour 2, S. 182-202.
- Knoblauch, Hubert (2005): Focused Ethnography. In: Forum Qualitative Sozialforschung 6, 3, Art. 44. <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0503440>>. (Zugriff am 10.12.2013).
- Lewis, Patricia/Simpson, Ruth (2007): Gendered Emotions in Organizations. London: Palgrave.
- Lorey, Isabell/Neundlinger, Klaus (Hrsg.) (2012): Kognitiver Kapitalismus. Wien: Turia + Kant.
- Massumi, Brian (2002): Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation. Durham: Duke University Press.
- Moldaschl, Manfred (2003): Subjektivierung – Eine neue Stufe in der Entwicklung der Arbeitswissenschaften? In: Moldaschl, M./Voß, G. G. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. München: Rainer Hampp Verlag, S. 25-56.

- Moulier Boutang, Yann (2011): *Cognitive Capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Rastetter, Daniela (2008): *Zum Lächeln verpflichtet. Emotionsarbeit im Dienstleistungsbereich*. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Reckwitz, Andreas (2010): *Umkämpfte Maskulinität. Zur Historischen Kultursoziologie männlicher Subjektformen und ihrer Affektivitäten vom Zeitalter der Empfindsamkeit bis zur Postmoderne*. In: Borutta, M./Verheyen, N. (Hrsg.): *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*. Bielefeld: transcript, S. 57-80.
- Sauer, Birgit (1999): ‚Politik wird mit dem Kopf gemacht.‘ Überlegungen zu einer geschlechtersensiblen Politologie der Gefühle. In: Klein, A./Nullmeier, F. (Hrsg.): *Masse – Macht – Emotionen. Zu einer politischen Soziologie der Emotionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 200-218.
- Sauer, Birgit (2001): *Die Asche des Souveräns. Staat und Demokratie in der Geschlechterdebatte*. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Sennett, Richard (2005): *Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Voß, G. Günther/Pongratz, Hans J. (1998): *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, S. 131-158.
- Voswinkel, Stephan (2005): *Welche Kundenorientierung? Anerkennung in der Dienstleistungsarbeit*. Berlin: edition sigma.
- Weber, Max (1992 [1919]): *Politik als Beruf*. Stuttgart: Reclam.
- Weber, Max (1995 [1922]): *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart: Reclam.

Gespräch

Affect/Emotion: Orientation Matters

A Conversation between Sigrid Schmitz and Sara Ahmed

Sara Ahmed is Professor of Race and Cultural Studies at the Goldsmith College, University of London. With her books „The Cultural Politics of Emotion“ and „The Promise of Happiness“, she had a strong influence on feminist and queer discourses in affect studies. Sigrid Schmitz had a conversation with her about the different facets and framings of the terms ‘emotion’ and ‘affect’, and about the relations between bodies and sensations. The following dialogue addresses the ambiguity of meanings and wordings in the affect discourse and the use of ‘feminist killjoys’ in feminist debates and political activism.

Schmitz: Your books “The Cultural Politics of Emotion” and “The Promise of Happiness” are highly recommended in the field of affect studies. How do you use the terms “emotion” and “affect” and what would you say is their relation?

Ahmed: I am reluctant to use the word affect; it’s probably worth reflecting on how the affective turn can bounce. As I was writing my book the “The Cultural Politics of Emotion” (2004) in the late 1990s, there was a kind of interest in affect specifically and in making affect something specific. And for me, the reason why I picked up emotion as my word was partly because I was interested in this idea of movement that is explicit in its etymology. And it was also partly that I wanted to use the word that is used in everyday life; that my mother would use when she was describing her feelings or her situation. She would think of it in terms of emotion while the word affect didn’t have that kind of everyday resonance. We assume to know what it means – emotion is about having a feeling in response to something – however, it is much more complicated and socially mediated than that. I actually wanted to disrupt the idea of emotion coming from within and then moving out towards objects and others. Some people use the word affect to describe how you’re affected – to affect and to be affected – thereby expressing a bodily responsiveness to the world that the word is used to denote. I rather use emotion because that word took me further in not starting with the question of how we are affected by this. What was interesting to me was not just how is the body affecting and being affected, but how is it that certain kinds of things are given value over time? Affects tended to be used a little bit too much at the level of an encounter between bodies. I wanted to talk about histories that preceded and directed this encounter and emotion, as a word, let me do that. My key-emphasis is on objects. How are things given values: they become emotional things. I actually use affect as part of what emotions do. And I am quite critical, in fact, of some of the ways in which affect and emotion have been defined as very distinct and clear.

Schmitz: I agree that the distinction between affect as relational to bodies, the within, and emotion as the relation connected to subjectivity and cognition should be questioned more precisely in feminist discourse. Another distinction is made between emotions as being intentional and affect as being unintentional, that is also a very ambiguous crisscrossing, saying affect is on relativeness, on intersubjective exchange of affects, and at the same time separating affect as the unintentional from emotion as the intentional, being – in some definitions – more closed up in a body.

Ahmed: I just do not think it is very helpful. From a feminist queer point of view I want to challenge that model of emotion as being subject-centered. If you suddenly introduce another term, “affect”, which is relational and non-intentional, that does not work because then emotion is simply understood as intentionality. The key phenomenologists have not created their models of emotion about intentionalities, but about responsiveness and being responsive. So if you want to challenge some of the psychological models of emotion – as Rei Terada in her book “Feeling in Theory” – you need to use a word that usually denotes subjectivity to say that actually emotions don’t work simply in a located, bound subject. They move and they are not just social in the sense of mediated, but they actually show how the subject arrives into a world that already has affects and feelings circulating in very particular ways.

Schmitz: There is an ongoing debate going back to Sandra Harding’s and Donna Haraway’s discussion about “strong objectivity” and “situated knowledge”. It is about the question of whether to use new words because the old words are dirty or – as Harding argues in that debate – whether to take the strong, old words although they are perhaps connoted in a way we don’t agree with. We’ve been having this debate for thirty, forty years – I think it depends on what we want to imply with the wording.

Ahmed: We have a course “Gender, Affect and the Body” and I’ve just changed how it is taught because my impression was (from essays that students were delivering) that there was a great degree of confidence that affect was this over here and emotion was that over there and that this distinction mapped onto different bodies of work. But the distinction was actually obscuring the histories of how certain bodies of work came to exist in the first place. I encourage my students to think about it more in terms of separation as an activity. You can break an egg to separate the yolk from the white, but you have to separate what is not separate. Separation is an activity, not a noun. And I think that in some contributions to affect studies the concept has come to replace the thing. So affect is treated as an agent that is doing things on its own accord. I think you can separate affect and emotion, you even can have a rationale for doing that, but it needs to be understood as a method allowing you to do certain things and not as corresponding to a natural distinction that exists in the world. The world we are describing is messy – if we have clear distinctions we’re actually losing our connection to that world. Clear distinctions for a messy experience or a messy

situation are neither helpful for a better understanding of reality nor interesting for the debate. Separation has to be understood as a verb rather than as a noun. Then the debate becomes much more interesting than just a debate that assumes a definition: this is what x is, this is what y is.

Schmitz: Connected to this debate, sensation is an important term you are also using to describe, as you put it, how emotions are surfacing individual and collective bodies. How do you use sensation in relation to emotion and can you explain the term “surfacing”?

Ahmed: I was influenced, particularly in “The Cultural Politics of Emotion”, by the work of Alison Jaggar and Elizabeth Spelman, feminist philosophers looking at the history of philosophy and thinking about the relation between mind and body. I learned a lot from their feminist critiques of the tendency to devalue emotion, and from their affirmation of cognitive models, conceiving emotion as a kind of thinking of the body. I wanted to think about emotions in terms of ideas and values, that is as judgments about things: To hate or to fear is to have a judgment about a thing as it approaches. But I also wanted to focus on the bodily/corporeal/visceral reactions that we have. Thinking about what emotions do, cannot be done without thinking about sweating and the sense of being in a body. Using the term sensation attends to that visceral responsiveness. Often when we are busy, when things are going the right way, we become less aware of our bodily reality.

Schmitz: ...a phenomenon for which the word “flow” was very common in the 1980s...

Ahmed: In the psychology of happiness the flow is a very common term. Psychology of happiness is a part of the booming movement of happiness studies in the United States, much of which may rightly be questioned. This discourse has brought the language of the flow right back in. When I talk about surfacing I aim to express an intensification of an experience, in particular in the experience of pain, it is about the surface coming to attention. It is a presumed consciousness but through these moments of intensification the surface comes to be a physical thing that has its own weight and sensibility. At the collective level, moments of national grief intensify a feeling of what it means to be part of a national community. Using the term surfacing actually relates to some of the other languages where you think about affects in terms of intensity. But I think about it at an experiential level. The experience of being in either an individual or a collective body is often through intensification. I am interested in emotions as a way of being directed towards particular things. In a way surfacing is also about the generation of objects that are apart. You create a surface as much by that “not”, by that what is not asked, by the act of expelling.

Schmitz: Is it an attempt to grasp something of the ungraspable of sensation, which is enacted and inseparably entangled, as I would put it, with generating

meaning and value, with becoming expressible? Is it in this area where you use the term sensation?

Ahmed: Yes. A lot of my work reflects about questions of race and racism. It is about skin encounters, the feeling of fear, its effect on the skin, about what it feels like either to be apprehended as a stranger who does not belong, or for someone to be apprehending somebody else as stranger who does not belong. So the language of surfacing is partly used metaphorically: how things become given by tangible qualities, as bodies are included in that category of things through the sensations on the skin. Surfacing is about how the skin becomes a border that feels, about the role of the feeling in making the border. You can see that at the level of individual corporeality, but you can also see it in the bodies that harm. This draws on Audre Lorde's work. It is also about how the street or a neighborhood or a nation comes to feel itself as a body through apprehending this intruder who has to be expelled. Only partially metaphor, it is probably closer to say it's a metonymy; it is a ripple effect that moves us from the individual to the collective level. The sense of "you're not part" makes this individual body feel part of the street or the neighborhood, part of those that belong. You cannot really describe those mechanisms without thinking about the very sensational nature of them.

Schmitz: This touches the interesting and important questions about valuing the body. You also speak of emotions as cultural practices. Working in this area of embodying myself, I am used to focusing on the body, that is, mostly, on the individual level. On the other hand the question for me is how we can get the social, the political aspects into the discussion to open up these approaches for embodying. We have so many words until now – material semiotic, meaning making, discourse, matter and 'how matter matters'. But the tricky thing for me, and the most important thing at the moment, is how we can get in the effects of societal processes, of politics on the structural level, not only on the individual body structure.

Ahmed: Nina Power, another feminist philosopher, and I had a teacher saying "your body is a structure". Even when we are thinking about the individual body, we should not think of it as unrelated to structural questions. In the conclusion of "The Promise of Happiness" I sort of played with and reframed Raymond Williams' idea of "structures of feeling" (Williams 1977, 128-135), when I proposed to think about "feelings of structure" (Ahmed 2010, 216). I reversed his paradigm to think about that in relation to happiness. In "Strange Encounters" (2000) I work about this most directly. Because I was very interested there in the actual, the everyday way in which an individual body moves and negotiates its relationship to space. It is how we are talking about the constitution of spaces as being for bodies. The book that picked up the argument most is much more "Queer Phenomenology" (2006), which begins to think that it is not just a question of "there are bodies that have orientations towards objects and others", but rather that there are worlds that are orientated towards some bodies more

than others. And there are bodies that can be received, the bodies that have the – I use the metaphor “the comfortable chair” – the chair that has received an impression of a body that sits upon it. So the body can find it easier to sit upon that chair. And the way in which privilege can work like that. It can receive some bodies that have already given that shape and that impression to the world. For me that is how to describe bodily life, in which the life of the body and social structure are – to use your word – entangled right from the beginning. I have drawn on phenomenology a lot in my work and that is partly because of the focus on concepts of dwelling and residence. I am thinking about structures in terms of how worlds are actually made to shelter some bodies and not others. And the very work you do when you’re not the right body, the work you do to belong, is part of what feminist, queer and anti-racist politics is about. It’s actually about world-making in that sense. Donna Haraway and Edward Said both use that expression from very different contexts – feminist science studies and thinking about Palestine and orientalism. World-making actually matters, because worlds have been made to shelter some and not others, so the work of equality is deeply corporeal work.

Schmitz: Would you see this as the potential for taking up these discourses for queer and feminist studies? With all its challenges? What I’m really struggling with is the challenge of potential misuse. Coming from feminist science studies, for years and years I worked on the transgression of the border between nature and culture with several examples – plasticity, epigenetics – and they are sensitized now. But what happens is that it is used in very – I would say – neoliberal ways. I think it’s misused and that concerns me not only because I want to analyze how biopolitics and neoliberal paradigms are infecting the usage (Schmitz forthcoming). I was really engaged in introducing these paradigms – in how far am I responsible for what is happening now? And, turning to the question of happiness and the killjoys, why did you call the book “The Promise of Happiness” and not “The Promise of Anger”?

Ahmed: Happiness was one of the emotions that I didn’t foreground in “The Cultural Politics of Emotion”, which actually took up much more the role of bad feeling. I was particularly interested in disgust and fear and hate and how they make the “other” into the cause of feeling. That’s part of the way in which I’m approaching how emotions work to actually register the truth of a judgement – “I’m disgusted, you’re disgusting, it’s disgusting” – and how that then becomes the quality of a thing, but then how that quality becomes shared as a social agreement, that “they” are the disgusting thing. That was the general model.

Schmitz: ...They all say “yes, yes, yes” to each other...

Ahmed: But then there are a couple of footnotes in “The Cultural Politics of Emotion” about happiness. I had been discussing the questions of happiness with Lauren Berlant. Both of us took it up in different ways, Lauren in “Cruel Optimism” (2011) and me in “The Promise of Happiness” (2010). But in “The

Cultural Politics of Emotion” (2004) there is a couple of footnotes and they relate happiness to waiting. I was very interested in the idea that when you’re waiting for something, the longer you wait, the harder it is to give up on the thing that you are waiting for. And I was very interested in the investments that that generates. The example I used was waiting on the phone. When somebody fails to return the phone call you are waiting longer and it becomes harder to give up. The failure to return extends the investment. Happiness can work as a form of waiting – you extend the investment in that promise of happiness through the very deferral of the thing that you’re waiting for. This is why I think of this as a happiness-book, the question was not why was it not “The Promise of Anger”

Schmitz: ...or “The Promise of Killjoy”...

Ahmed: Actually I think it was important to signal that almost every book about happiness I’ve read (with a couple of exceptions) was a book about happiness as a good thing, whether it was understood in the classical sense of virtue or whether it was understood in the utilitarian sense of the maximizing of happiness. That was the presumption. From a cultural studies point of view it is the consistency of that assumption that becomes startling. I wanted it to be a book about happiness that was foregrounding its unhappy history. So it is very important that it had happiness in the title. I was interested in the idea of the promise in terms of its etymology “to send something out”. And I became very interested in actually getting much more precision about the mechanisms of sociality. I thought there was an over-emphasis on contagion and infection as ways feelings or affects pass around and I wanted to look at what I called – following others but in a very different way – “conditional happiness”. That was good reason for me using that word to signal ...

Schmitz: ...the promise to show the myth and to uncover the history.

Ahmed: Yes. The argument was about converting figures that are usually dismissed. The killjoy is actually a sort of dismissal, it is used as a stereotype and as an accusation. Following many other queer theorists, I was finding an alternative promise in the negation. The killjoy was a conclusion in a way, but it could not be the organizing trope of how that book was presented without nullifying the significance of the critique. My mother was very pleased I was writing about happiness. She would say: “At last something nice after all this work about these difficult things!” But of course it was actually a work about the difficult things and there was a lot of personal history that went into that choice. My childhood was full of the attempt to use happiness to stop us talking about difficult things; it really mattered to me to make that critique and to work out the way in which happiness worked in my own childhood and upbringing to generate a particular idea of the family. If you didn’t maintain or retain that idea of the family that meant you were losing proximity to happiness. So for me writing the book was important for personally coming to terms with happiness in my history and its relationship to becoming a feminist, becoming queer and so on.

Schmitz: Is the uncovering of happiness as a form of normative dispositive related to particular examples like the family, is that the relation of happiness and norms?

Ahmed: Yes, I don't use the language of norms a lot in this particular project. I do that for a reason. Obviously I use the idea of "happy objects" and I use the idea of stickiness, as I was interested in how happiness itself can be the thing that accumulates and gives something a positive value. But it doesn't necessarily mean that you're made happy by that thing. In fact, the fact that certain ideas, that certain lives, that certain images are imagined as the route to happiness often makes them probably disappointing.

Schmitz: Is this the idea of stickiness?

Ahmed: Yes. The second chapter of "Queer Phenomenology" has it as a description of the family house: being surrounded by the kind of furniture, the photographs of family, almost being surrounded by ideas of happiness, that feeling of happiness becoming a path you're supposed to follow and a pressure point. I started thinking about happiness as a way of being directed. "On being directed" would be the genuine subtitle, if there were one. Sometimes when people talk about norms there are things that appear to be given and that you live your life around and in relation to, but I was interested in the subtle modes of encouragement and direction like "I just want you to be happy, so do this, do that" and the way it often works through a kind of "yes"-saying. So it's not "don't do this". It's "do this, because this would make you happy". We're talking about subtle affective mechanisms whereby you end up feeling that this is the life that is available to you and that to follow a different path would be to not only compromise your own happiness but the happiness of others and the way that can create an enormous amount of pressure on people. I called it the paradox of the footprint (Ahmed 2010, 16); the way in which paths are followed by being created and are created by being followed. The more people follow the path, the clearer it becomes, the easier it is to follow. Happiness seems to be about doing whatever, "you're free to do whatever", but actually it becomes about the narrowing of a set of possibilities – Shulamith Firestone called this a "narrow, difficult-to-find alley of human experience" (Firestone 1970, 155). When I was actually drawing on the work of very early feminism, from Simone de Beauvoir to Shulamith Firestone to Audre Lorde, I was actually struck myself how extensive the critiques of happiness have been in feminist intellectual history. Affect studies wasn't my starting point, it was those feminist critiques and trying to think of feminism itself as an alternative archive to that kind of happiness studies.

Schmitz: Could you explain the figure of the feminist killjoy?

Ahmed: The feminist killjoy was a familiar political figure from my upbringing, from being a young person in the UK and Australia. I obviously didn't invent her; she had her own political life. I've always been interested in the way she is writ-

ten about, describing for example how feminists are heard as the difficult ones, the ones who are sort of bitter, because they don't have what others have. What Marilyn Frye diagnoses in her work is how feminist critique is dismissed by presuming its authors were unable to pursue femininity and so on. The feminist killjoy found me, I didn't find her. When I gave papers on this material people related to her, because they were used to being in that place. I grew up in Australia, my partner grew up in the US, but we both had feminist killjoy moments with families about the film "Kramer versus Kramer". We were both angry about how the mother was represented and we got in trouble with our families for not appreciating this film, how "beautiful and sensitive" it was, because "it shows the relationship between the father and the son" and "how could you, it's such a beautiful film". I could list so many of my experiences at school, at home, where you raise questions about the representation of gender and you become the problem. You're getting in the way of people's innocent enjoyments of these lovely things and people get very, very angry with you. Those dynamics also explain the model of emotion I proposed which is not about the smooth transmission of feeling, shame, creating shame, contiguity. It's actually about alienation, feelings that don't pass or feelings that get stuck. Bodies that become the cause of the loss of a feeling, affinity, etc. So, the feminist killjoy for me was there right from when I decided to write about happiness, immediately she became this central figure, even though she only has one chapter in that book. And now I have a blog organized around that figure. It has been very interesting to me how many people, young women especially, have found in it a way of converting what is actually quite a difficult experience into a sort of potential and energy.

Schmitz: For me this closes the loops back to the beginning; I think that it is very important to show how the directing, narrowing and homogenization of a direction of happiness is a form of politics. If we take the figure of the killjoy as a form of empowerment, there are two questions: do we also narrow a direction, that is now a bit of a provocative question, in saying "yes, yes, yes" to each other? Do we need this, is it okay to fight with the same weapons? Could you elaborate on the relation between individual strategies, that is the individual empowerment on the one hand, and political strategies on the other?

Ahmed: When I look back to "The Promise of Happiness" there was something very enjoyable about following that word happiness through its philosophical history and then into everyday situations. I was fascinated by the speech acts that make happiness present as a way of being with others: "I just want you to be happy." "I'm happy if you are happy." The book does not end with the killjoy, it ends with hap. It ends with the idea of putting the hap back into happiness – some people might say I find a lot of hope in hap.

Schmitz: What do you mean by hap?

Ahmed: Hap means chance, it is the root of the English word happiness. It worked out well – "good fortune". Especially in a lot of positive psychology, hap-

piness is defined against chance. It's actually not what happens, it's what you earn. So I was interested in the history of happiness as the history of the removal of that hap. And part of the project was to put the hap back into happiness. I had a lot of hope in hap, some people might say too much. I wanted to think about happiness as possibility, or allowing the individual to decide the different paths that they might follow, but actually as described by that metaphor, it was a narrowing down of possibilities. The book did not end with the potential of the killjoy, but with a figure that is not really relatable to a particular subject or position that you or I might occupy. It is much more relatable to this something that is worldly, like a possibility that cannot ever be eliminated. And in a way happiness is an attempt to eliminate possibility when it becomes sanctioned socially. So even if I don't think of myself as simply affirming the killjoy, it struck me how the feminist killjoy has become a form of bonding. And I think partly it's understandable given the difficulty of doing diversity work. Because a lot of the experiences we are talking about are experiences of becoming very alienated from worlds that become not just given but reproduced insistently, not admitting you to be the body that you feel yourself to be. Finding others who have had that experience produces a bonding, a connection that I think is worth affirming. You don't even need the figure of the killjoy to do that. It's just that sense of what it means to be unseated, to be not allowed to take up a position because of the views you have or the situation or the world that you want or the desires you have. I've been interested in how wanting what causes other people unhappiness is assumed to be wanting to cause other people unhappiness. And that is exactly the position of the killjoy. It's as if she wants to make others unhappy rather than other people are unhappy because of the world she wants. But you know anything can become a narrowing and I really think that it's important not to think of oneself simply as being a killjoy and always being the woeful one. Because then you cannot see, how actually you can be the one whose joy is being threatened by other others. History of feminisms is an object lesson in that, in how some people become killers of feminist joy. I think we have to lose confidence in our capacity to recognize ourselves as being her, even when we take her up. We might not be that, we might not be the ones who are actually getting in the way of happiness, we might be the ones who are treating others as in the way. And that does mean recognizing that we, too, can be the problem in new ways, not just in the old ways that we are familiar with, but in our own political communities.

Schmitz: I think the approaches and perspectives of becomings, of dynamics, of practices – praxeological, sociological approaches for example – are very important as one facet, to differentiate. To be able to use these approaches as you say, and try to avoid closing up in individuals, to avoid essentialism, to avoid harmonism – we need a “we”, but a differentiated one. But the relation between stating this “we” and differentiating within it has been compromising feminist discourse for decades and decades, and to this day, it is as tricky as it was thirty years ago. I think to focus on the ways of becomings could be a door-opener or eye-opener to get these things together, to take concepts of matter, of body, also

of persons – not to say individuals, but related and active persons – into account, trying to avoid this ontological essentialism and closing up.

Ahmed: I think “tricky” is a good word. Audre Lorde describes that certainly better than anybody else I’ve ever read, how actually it is the trickiness that makes the work matter and that the idea that you should sort of resolve that is precisely the problem (1984, 114ff.). I use the language of “momentum” a lot, and increasingly in “Willful Subjects” (forthcoming). Like the crowd, the way in which you can be purely directed by the direction of the crowd and how hard it can be if you’re walking the wrong way in a crowd to simply keep going. Not because anyone’s pushing you but because the collective feeling of the crowd is shoving and pushing, so that you have to work harder to go the way that you’re going. Again I have to describe that corporeally to get a sense of what’s at stake here. I think institutions can work like that. It also shows you that the “we” matters, because actually a body has to accumulate momentum to have any capacity to intervene in a history sedimented like a wall, which is the example that I use in “On Being Included” (2012). There is no wall there, but it’s still a wall there. And that’s also worrying me. It’s not just about creating the relationships that allow you to survive the ongoing realities of the world that make it hard. It’s also because, unless you have bodies collected together, there’s actually no way at all to move. So that counter momentum is creating room – you need more bodies around to not be pressed down. Marilyn Fries’ book “The Politics of Reality” (1983, Crossing Press) talks about the bodily reality of oppression, going back to the idea of physical press. We need that level of description to think about why the “we” matters in a way that shows how the trickiness of assembling becomes part of what makes the assembling matter.

Schmitz: Just a few words on the relation to emotion/affect in your new book “Willful Subjects”. Is this another perspective you add?

Ahmed: There is quite a lot on affects and emotion in “Willful Subjects”. Obviously the translation of the English word “willful” is not easy. Because the equivalent words in most other languages aren’t will-words. “Eigensinnig” is a really interesting word to me. So the story that I use in my “Willful Subjects” book is the Grimm story “Das eigensinnige Kind”.

I came to the word willful through my reading of the “The Mill on the Floss” (2003). In George Eliot’s novel the character Maggie Tulliver has too much will, thus fascinating many feminist philosophers including Simone de Beauvoir. In my book I ask questions like “whose will becomes a problem”? I am interested in the relation between will and happiness. The language that Augustine uses in “Confessions” in particular, but also in his writing on “freedom of the will” and in “The City of God”, is referring to this idea that everyone pursues happiness but willing well is to pursue it in the right way and that unhappiness is to stray. That same language about paths, and how willing right is to follow the path of happiness, implies an immediate relation between willfulness and unhappiness. I became interested in all these strays, those who cause unhappiness by going

the wrong way. It has allowed me to develop some of the arguments about affect and emotion by thinking of them in relationship to categories of will. So it's a different inflection. I'm not really debating affect studies in that book. But, because a lot of the writing on will and particularly the writing on the phenomenology of will is about affect and corporeality, there is actually a lot of description of affect in the book even though it is not taken up as a primary category of analysis.

Schmitz: In the German-speaking world, there has been a discourse on the free will in which what I call the “modern neurodeterminism” plays a crucial role. It does not regard the brain as determined, but as an instance that determines all behavior and thought – consequently, from this perspective, we have no free will. I have to think a bit about the relation, but I'm very much looking forward to your book.

Ahmed: I do explicitly think about the book in terms of writing a queer history of will. And, although a lot of people say Augustine is the first scholar to use the will as an independent faculty, I'm actually quite interested in Lucretius and his idea of the swerving atom and I think about it in terms of a queer will. Of course in a lot of the sciences – I'm very interested in the 18th and 19th century – the will was actually something that anything had..

Schmitz: There were court processes and trials against swine, juridical acts against animals, who were accused and were pronounced guilty for something you could only do with a will. This is very interesting and it's not new.

Ahmed: The word emotion looks like it belongs to a subject, but really that belonging is a very partial history of that. So it has a resonance with some of the critiques of the reduction of emotion to subjects. Part of the project is also to critique or to think what follows the critique of the reduction of the world to a certain kind of subject. The common history of the English words “will” and “want” can be traced throughout the history of moral philosophy. Through the Kantian turn will became this faculty that would eliminate want from itself. Willfulness becomes a will that wants too much and the relation between willing and wanting develops.

Schmitz: I'm very much looking forward to it. Thank You Sara!

Literatur

- Ahmed, Sara (2014): *Willful Subjects*. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2012): *On Being Included: Racism and Diversity in Institutional Life*. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness*. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2006): *Queer Phenomenology: Orientations, Objects, Others*. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2004): *The Cultural Politics of Emotion*. New York/Abingdon: Routledge.
- Ahmed, Sara (2000): *Strange Encounters: Embodied Others in Post-Coloniality*. London: Routledge.
- Feministkilljoys.com (o.J.): Webseite. <<http://Feministkilljoys.com>>. (Zugriff am 20.5.2014).
- Augustine: *Confessions*. Translated by E.B. Pusey. <<http://faculty.georgetown.edu/jod/Englishconfessions.html>>. (Zugriff am 20.5.2014).
- Augustine: *The City of God against the Pagans*. Translation by R. W. Dyson. New York: Cambridge University Press, 1998.
- Berlant, Lauren (2011): *Cruel Optimism*. Durham: Duke UP.
- George Eliot (2003 [1860]): *The Novels*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Firestone, Shulamith (1970): *The Dialectic of Sex: THE CASE FOR FEMINIST REVOLUTION*. London: Quill, p. 155.
- Frye, Marilyn (1983): *The politics of reality: Essays in feminist theory*. Trumansburg/NY: The Crossing Press, p. 2-3.
- Harding, Sandra (1988): *The Science Question in Feminism*. Ithaca/NY: Cornell University Press.
- Haraway, Donna (1988): *Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. *Feminist Studies* 14, 3, pp. 575-599.
- Haraway, Donna: *Wellek Library Lectures, 5/2/11*. <<https://www.humanities.uci.edu/critical/11wll.html>>. (Zugriff am 20.5.2014)
- Jaggar, Alison (1989): "Love and Knowledge. Emotion in Feminist Epistemology". In: *Inquiry. An Interdisciplinary Journal of Philosophy*, 32, 2, pp. 151-176.
- Lorde, Audre (1984): *Sister Outsider*. Crossing Press, California.
- Schmitz, Sigrid (forthcoming 2015): *Materiality's agency in technologized brainbodies*. In: Pitts-Taylor, V. (ed.): *Mattering: Feminism, Science and Materialism*. New York: NYU Press.
- Spelman, Elizabeth V. (1989): "Anger and Insubordination". In: Garry, A./Pearsall, M. (eds.): *Women, Knowledge, and Reality*. Winchester, Mass.: Unwin Hyman, pp. 263-273.
- Terada, Rei (2003): *Feeling in Theory. Emotion after the "Death of the Subject"*. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press.
- Williams, Raymond (1977): *Marxism and Literature*. Oxford: Oxford University Press.

Rezensionen

Anna Schreiner/Christa Binswanger

„Depressed? It Might Be Political!“

Cvetkovich, Ann (2012): *Depression – a public feeling*. Durham & London: Duke University Press (€ 17,80, 296 S.).

„Depressed? It Might Be Political!“ Mit diesem Slogan warb der *Feel Tank Chicago* auf T-Shirts und Magneten gegen die Pathologisierung und stattdessen für die politische Nutzbarmachung negativer Emotionen. Ann Cvetkovich – Theoretikerin der Affect Studies und Universitätsprofessorin für Englisch und Women’s and Gender Studies in Austin, Texas – ist Mitinitiatorin dieses Zusammenschlusses aus Akademiker_innen, Künstler_innen und Aktivist_innen. Deren Anliegen ist es, Gefühle aus der so genannten privaten in die öffentliche Sphäre zu tragen und ihre öffentlichen Ursachen, Wirkungen und Ausdrucksformen zu diskutieren.

In ihrem Buch „DEPRESSION – a public feeling“ kritisiert Cvetkovich die rein individualisierte Betrachtung von Depression und ihre Reduktion auf ein Ungleichgewicht der Botenstoffe im Gehirn. Depression sei viel mehr eingebettet in sozio-politische Kontexte und Kultur. Sie verortet Ursachen von individuellen und kollektiven Zuständen der Leere, Erschöpfung und des Handlungsverlustes in der historischen und politischen Situation der USA. Zentrales Anliegen ist ihr, Depression als einen Einstieg („entry point“, 13) in eine neue kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung zu begreifen und dabei Depression als individuell und kollektiv empfundenen Gefühl fassbar zu machen, das von sozialen Kräften hervorgebracht wird.

In der Einleitung verortet Cvetkovich ihre Schrift zunächst innerhalb der Affect Studies. Sie bezieht sich erstens auf gegenwärtig aufflammende Debatten in der feministischen Theorietradition um den „affective turn“ (3f.). Anhand ihrer eigenen langjährigen Auseinandersetzung mit feministischer Theorie zeigt sie auf, dass die Beschäftigung mit Gefühlen an sich nicht neu ist. Sie knüpft dabei an theoretische Auseinandersetzungen der 70er und 80er Jahre an. Allerdings ermögliche die neuerdings intensivierte Auseinandersetzung mit Affekten und Gefühlen, bestimmte identitätspolitische Positionen zu überdenken und zu reformulieren, gerade in Bezug auf Aktivismus und den Umgang mit persönlichen Narrativen. Zweitens reflektiert Cvetkovich die in den Affect Studies kontrovers verhandelte Unterscheidung der Begriffskonzepte ‚Affect‘ und ‚Emotion‘. In diesem Zusammenhang positioniert sie sich weder klar für noch gegen eine Unterscheidung, sondern verwendet stattdessen die Bezeichnung „feeling“ (4), die sowohl körperliche als auch kognitive Zustände umfassen kann. Damit trägt sie der aktuellen Diskussion um Materialität Rechnung und beschreibt Depression als durchaus körperliches und nicht nur mentales Empfinden.

Cvetkovich recurriert hierbei zwar immer wieder auf reichhaltige Theoriegebäude (u. a. aus dem Bereich der Queer Studies), erläutert die zitierten Kon-

texte aber leider nur teilweise, so dass diese selten in einem nachvollziehbaren Verhältnis zu ihren eigenen Gedankengängen stehen (z.B. 11).

Für ihre Analysen wählt Cvetkovich einen Weg, der für die akademische Welt eher ungewöhnlich ist: Den wissenschaftlichen Überlegungen eines „spekulativen Essays“ (Part II: A Public Feelings Project) stellt sie eine autobiografische Erzählung in Form eines „Depressions-Tagebuchs“ voran (Part I: The Depression Journals).

Im ersten Teil schildert sie eigene Erfahrungen mit Depression, insbesondere im Zusammenhang mit Schreibblockaden bei der Fertigstellung ihrer Dissertation und ihres ersten Buches. „Impasse: being stuck“ (19-21), die Blockade in Verbindung mit Angst („anxiety“, 29) vor dem Scheitern, wird zu einem Schlüsselbegriff ihres Schreibens. Anhand ihrer eigenen Gefühlslage verdeutlicht Cvetkovich so den massiven Druck auf Akademiker_innen, ständig Texte zu produzieren. Darin in Zusammenhang stehe das heimtückische Dilemma, (neoliberalen) Leistungsanforderungen entsprechen zu müssen und gleichzeitig den eigenen Ansprüchen an Engagement für soziale Gerechtigkeit nicht entsprechen zu können. Indem sie ihre persönlichen Gefühle in einen sozialen Kontext stellt, ermöglicht sie es den Lesenden, auch ihre eigenen Erfahrungen mit dem akademischen Schreiben als kollektive, überindividuelle Phänomene zu reinterpretieren.

Damit verortet sich Cvetkovich persönlich in ihrem Themengebiet: Sie ist Teil der akademischen Welt, hat selbst Erfahrungen mit Depression und ist ehemalige Nutzerin von Antidepressiva und ihre biografischen Erfahrungen sind eng verknüpft mit der Geschichte der Queer Studies und ihrer Teilnahme an Konferenzen in diesem Feld. Sowohl in der Einleitung als auch in einer anschließenden Reflexion diskutiert Cvetkovich ausgiebig das Für und Wider der Veröffentlichung ihrer Memoiren. Einerseits erscheint es notwendig im Sinne alternativer Formen von Wissensproduktion, auch in der akademischen Welt Unsicherheiten, Leerstellen und Sprünge als alltäglichen Bestandteil des Denk- und Schreibprozesses offenzulegen, anstatt sie zu verschleiern. Andererseits ist sie sich der Problematik, daraus identitätspolitische Ansprüche abzuleiten, immer bewusst und sucht dieser durch eine immer wieder aufgegriffene Selbstproblematik zu entgehen.

Im Zuge ihrer Argumentation gegen eine Pathologisierung verdeutlicht Cvetkovich ihr Verständnis von Depression als normal bzw. gewöhnlich („ordinary“, 12). Damit erscheinen negative Gefühle bis hin zur Depression als Effekte alltäglicher Segregation und Diskriminierung. In diesem Zusammenhang setzt Cvetkovich sich mit Autor_innen der afrikanischen Diaspora auseinander und konzeptualisiert Depression als langfristige Folge einer andauernden Geschichte von Sklaverei, Enteignung und Rassismus. Sie thematisiert Depression jedoch auch als Phänomen der weißen Mittelklasse. Die neoliberale Marktwirtschaft baue Leistungsdruck auf, halte gleichzeitig aber Erfolgsversprechen (des amerikanischen Traumes) nicht ein. Cvetkovich präsentiert damit zwei einander ergänzende Stoßrichtungen einer politisch-sozialen Herleitung von Depression. Bedauerlich ist, dass sie dabei vorwiegend argumentiert, *dass* eine Verknüpfung

angezeigt ist, ohne ausreichend darzulegen, *wie* sie zu diesem Schluss kommt. So schreibt sie z.B. „*The paradigms for depression that emerge form histories of colonization and diaspora [...] are suggestive for white and middle-class understandings of depression as well.*“ (139). Sie führt hier ihre Sichtweise kaum aus und liefert wenige Belege, die von Lesenden nachvollzogen werden könnten.

Um dem rein biochemischen Verständnis von Depression etwas entgegen zu setzen, unternimmt Cvetkovich einen Blick in die Vergangenheit und befasst sich mit dem Konzept der *Akedia* – einem Begriff für spirituelle Verzweiflung, den der christliche Geistliche Cassian im 4. Jahrhundert geprägt hat. Dem Glaubensverlust damaliger Mönche vergleichbar, verlieren Menschen heute das Vertrauen, in der gegenwärtigen Welt etwas zum Besseren bewirken zu können. In Anlehnung an den Zusammenschluss *Public Feelings*, zu dem auch der eingangs erwähnte *Feel Tank Chicago* gehört, nennt Cvetkovich letzteres *politische Depression*.

Cvetkovich nutzt Spiritualität hier also als Ressource dafür, ein alternatives sozio-politisches Erklärungsmodell für Depression darzulegen. Überdies führt sie alltägliche spirituelle Praxis als eine mögliche Umgangsweise damit an. Auch hier bleibt jedoch eher vage, was sie genau unter Spiritualität fasst. Neben spirituellen Krisen katholischer Mönche erwähnt sie ihre eigene katholische Sozialisation und diskutiert indigene Spiritualität sowie die der afrikanischen Diaspora, Naturverbundenheit und alltägliche ritualisierte Handlungen. Dabei erscheint Spiritualität als sehr breiter Sammelbegriff, sowohl in Bezug auf Entstehungsmodelle von Depression als auch auf den Umgang mit ihnen.

Um auf die Gewöhnlichkeit des Gemütszustandes Depression zu verweisen, verwendet Cvetkovich bisweilen „feeling bad“ (158) als alternative Begrifflichkeit. Hieran ist jedoch kritisch anzumerken, dass das Anliegen, Depression zu entindividualisieren und zu politisieren, mit einer Relativierung der Befindlichkeit Betroffener einhergehen könnte. Die kategoriale Abgrenzung von Depression gegenüber weniger einschränkenden *negativen Gefühlen* war und bleibt für viele eine wichtige Errungenschaft im Kampf um die Anerkennung ihrer Situation. So ist die medizinische Diagnose und damit einhergehende Pathologisierung beispielsweise vielerorts eine Voraussetzung für die Übernahme von Leistungen durch die Krankenkassen.

Gleichwohl argumentiert Cvetkovich überzeugend, warum sie Depression nicht als individuelle Krankheit mit einer individuellen Geschichte, sondern vor dem Hintergrund gesellschaftspolitischer Ursachen betrachtet. Sie zeigt auf, dass Psychopharmaka möglicherweise deshalb so attraktiv sind, weil sie sowohl von Eigenverantwortlichkeit für Depression entlasten, als auch Handlungsmacht bereitstellen, um gegen Depression vorzugehen. Dem rein biochemischen Verständnis der Depression und ihrer Behandlung mit Psychopharmaka setzt sie neben alternativen Erklärungsmodellen auch alternative Umgangsweisen mit negativen Emotionen entgegen. Als „utopia of ordinary habit“ (154) bezeichnet Cvetkovich Techniken der Bewältigung des Alltags, zu denen sie neben dem wissenschaftlichen und dem literarischen Schreiben auch das Kunsthandwerk

(„crafting“, 154) zählt. Kunsthandwerk hat laut Cvetkovich das Potential zu einem spirituellen Ritual, während dem der Geist ähnlich wie in der Meditation gleichzeitig fokussiert und frei ist.

Es verwundert, dass einige ihrer Vorschläge zum Umgang mit Depression (u.a. Routinen der Selbstfürsorge, körperliche Ertüchtigung wie Schwimmen oder Yoga) sich nicht sehr von gebräuchlichen Methoden gegenwärtiger Psychotherapieverfahren unterscheiden, dass aber Cvetkovich selbst diese Ähnlichkeiten nicht explizit thematisiert.

Wer im wissenschaftlichen Kontext ein so persönliches Buch wie „DEPRESSION – a public feeling“ publiziert, geht ein Wagnis ein und riskiert Verletzlichkeit. Cvetkovichs Mut, auf diese Weise vom akademischen Mainstream abzuweichen, gilt es zu würdigen. Textanordnung und Schreibweise fordern unsere Lesegewohnheiten im wissenschaftlichen Kontext bewusst heraus. Einerseits lässt sich ihr Buch dadurch an Schreibweisen der Autoethnografie, wie sie etwa von Norman Denzin oder Laurel Richardson schon seit Längerem praktiziert und theoretisiert werden, anknüpfend einordnen. Andererseits ist Cvetkovichs Insistieren auf der Alltäglichkeit von Depression im Kontext von akademischem Schreiben radikaler in seinem gesellschaftskritischen Anspruch. So ist ihr Buch gerade auch in seiner Provokation ein wichtiger Beitrag zur Debatte um die Entindividualisierung sowie Depathologisierung von (negativen) Gefühlen. Es öffnet den Blick für eine Lesart (auch) des akademischen Betriebs, die Blockaden und negative Gefühle als gewöhnliche Alltagsgefühle integriert und auf ihr kreatives Potential hinweist. Das Innehalten in scheinbarer Leere kann so als Moment fühl- und verstehbar werden, dessen es bedarf, der eine nicht zuletzt körperliche Reaktion auf Anrufungen (neoliberalen) Selbstmanagements darstellt und neue Deutungshorizonte eröffnet. So werden „bad feelings“ als eine Antwort auf Politik und Gesellschaft nicht ausgeschlossen, sondern transformierbar im Sinne politischer Mobilisierung.

Rubina Haider

Von belebter Intersektionalität und wilder Transdisziplinarität

Chen, Mel Y. (2012): *Animacies. Biopolitics, Racial Mattering, and Queer Affect*. Durham: Duke University Press (€ 17, 80, 297 S.)

Im Zuge der *affective* und *material turns* zeigt sich in feministischen Studien und *Queer Studies* eine Erweiterung der diskurslastigen Identitätspolitik und der Heteronormativitätskritik um eine weitgefassete materialistische Normierungskritik. Mithilfe der *Affect Theory* werden Dinge und Körper in Bezug zu Biopolitiken, Temporalitäten, Technik, Objekten und nicht-menschlichen Tieren gesetzt. An dieser Stelle setzt Mel Y. Chens Buch „Animacies. Biopolitics, Racial Mattering, and Queer Affect“ (2012) an. Chen erkennt nicht-menschliche Tiere ebenso wie scheinbar unbelebte Materie als Träger von Affekten an und zeigt darüber hinaus deren Verschränkung mit globalen Herrschaftsverhältnissen auf.

Mit der ‚animacy-Theorie‘ entwickelt Chen ein kritisches Werkzeug, um zu prüfen, wie „matter that is considered insensate, immobile, deathly, or otherwise ‚wrong‘ animates cultural life“ (2). Neu ist, dass Chen dazu das linguistische Konzept der Belebtheitshierarchie (*animacy hierarchy*) aufgreift, um dieses für die Analyse von Kategorien wie Gender, *race*, Nation und Sexualität produktiv zu machen. In kritischer Auseinandersetzung mit der Belebtheitshierarchie, die Menschen, Tiere, aber auch Pflanzen und Materie in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzt, wühlt Chen Dualismen wie Leben/Tod, Subjekt/Objekt und Mensch/Tier auf, indem die Interdependenzen zwischen belebten und unbelebten Entitäten in den Fokus der Analyse gerückt werden.

Chens Werk ist noch transdisziplinärer als der ohnehin schon gewichtige Untertitel vermuten lässt. Neben Biopolitik, *Critical Race Studies*, Materialität, *Queer Theory* und *Affect Theory* zieht Chen auch Arbeiten der kognitiven Linguistik, *Disability Studies*, *Animal Studies* und *Queer of Color Critique* heran. So ist es nur passend, dass diese Publikation in der Reihe *Perverse Modernities* der Duke University Press erschienen ist, die „disciplinary infidelities“ (disziplinäre Untreue) fokussiert. Dabei bezieht sich Chen auf ein eklektisches Archiv aus Texten der *Performance Art*, auf Kinderspielzeug, Populärkultur, Filmmaterial und Werbung aus dem transnationalen US-asiatischen Kontext des 20. und 21. Jahrhunderts.

Chen, selbst ursprünglich aus dem Bereich der Linguistik kommend, bedient sich des kognitionslinguistischen Konzepts der Belebtheitshierarchie, um es für sozio-politische Analysen zu mobilisieren und als eine „ontology of affect“ (30) zu lesen. In den 1970er Jahren vom Linguisten Michael Silverstein entwickelt, beschreibt die Belebtheitshierarchie Empfindungsvermögen, Handlungsfähigkeit und Mobilität von Nomen in grammatikalischen Strukturen. Je näher eine Entität an das Menschliche kommt, desto belebter und höher ist sie in der

Hierarchie positioniert. Das semantische Merkmal un/belebt ist grammatisch relevant. So wird im Englischen *animacy* einerseits durch Personalpronomen wie *he/she/it* unterschieden. Zudem werden mit viel Belebtheit ausgestattete Referent_innen sehr viel seltener mit der Präposition *of* markiert. Grammatikalisch korrekt ist beispielsweise *my hand* im Gegensatz zu *the hand of me*.

Die Belebtheithierarchie wird von Menschen angeführt, gefolgt von Tieren, Objekten und schließlich abstrakten Konzepten, wobei innerhalb dieser Kategorien noch zusätzlich differenziert wird. John Cherrys sprachübergreifender Studie zu Belebtheithierarchien zufolge sind erwachsene, freie Männer mit dem höchsten Maß an Belebtheit und Handlungsfähigkeit ausgestattet. An dieser Stelle wird transparent, wie eine linguistische Typologisierung Herrschaftsverhältnisse herstellt und zementiert.

Animacies ist in drei Teile mit Unterkapiteln gegliedert. Beginnend mit Ausführungen zu „Words“, dann zu „Animals“ und schließlich „Metals“, folgt Chen so auch mit der Strukturierung des Werks einer *animacy hierarchy*. Trotz dieser Anordnung liegt es nicht in Chens Interesse, diese Hierarchie zu bestätigen. Im Gegenteil: Chen bringt sie in Bewegung und führt sie vor, um mittels der entstehenden „slips and slides“ (200) produktive Arbeitsräume zu etablieren.

Mit der Eröffnung durch „Words“ folgt Chen der besonders seit Aristoteles' Unterteilung von *logos* und *phone* geltenden Dominanz einer als exklusiv menschlich geltenden Domäne der Sprache, um sogleich aufzuzeigen, wie dieser Anthropozentrismus durch sprachliche Konzepte wie die *animacy hierarchy* erst hergestellt wird. So demonstriert besonders das Kapitel „Making Macaca“, wie das affektive Potential von *animacy* instrumentalisiert wird, um durch sprachliche De-Animation zu dehumanisieren. Dies geschieht vor allem durch Beleidigungen, welche sich Tiervergleichen bedienen und auf diese Weise Personen einen minderwertigen Status in der Belebtheithierarchie zuweisen, was, wie Chen offenlegt, zudem eine beliebte rassistische Praxis ist.

Ein weiteres spannendes Kapitel verfolgt die linguistische Re-Animation und De-Animation des Begriffs *Queer*. Dessen Entwicklung als Nomen ging mit der Herausbildung von weißem Essentialismus und Homonormativität einher, sodass *Queer* eine gewisse Berühmtheit als Identitätskategorie erlangte, gleichzeitig jedoch träge wurde und an Belebtheit verlor. Die Hoffnung auf eine Re-Vitalisierung und Wiederbelebung von *Queer* setzt Chen hingegen ganz in dessen Entwicklung als Verb, als ‚Tun-Wort‘, denn dieses hat in der Handlung des *Queerens* buchstäblich die Macht, andere Objekte zu animieren und in Bewegung zu bringen. Und die wissenschaftlichen Arbeiten, die seit einiger Zeit in den Bereichen der transnationalen *Queer of Color Critique*, den *Disability* und *Transgender Studies* entstehen – man denke nur an die Werke von Gayatri Gopinath (2005), Martin F. Manalansan (2003), Jasbir K. Puar (2007) und Chandan Reddy (2011) – geben Chen völlig recht.

Im zweiten Teil, „Animals“, rekonstruiert und dekonstruiert Chen zugleich die zweite Stufe der *animacy hierarchy* und damit die Kategorie ‚Tier‘. Chen untersucht, wie Tiervergleiche verwendet werden, um nationale und rassisierte

„Andere“ auf der Skala der Belebtheithierarchie nach unten zu verdrängen. Nach Analysen verbaler Beleidigungen am Anfang des Buches bezieht sich Chen an dieser Stelle auf Tiervergleiche in visuellen Kulturen. Mithilfe der *animacy* als kritischer Linse prüft Chen Repräsentationen der Figur des Fu Manchu entlang der Mensch/Tier-Dichotomie und zeigt deren Sexualisierung und Rassisierung auf. Chen demonstriert, wie Fu Manchus *queere* Animalität im Kontext von Kontroversen um chinesische Immigration und Staatsbürgerschaft im frühen 20. Jahrhundert entsteht.

Chens Anliegen, den Begriff „*trans-*“ mit Methoden und Theorien der *Queer Theory* zu untersuchen, liefert spannende Diskussionen rund um die Thematiken von Reproduktion, der Kastration von Haustieren in Verbindung mit Chinas Ein-Kind-Politik sowie visueller (Nicht-)Repräsentation von Tiergenitalien in Filmen wie *Max, mon amour* und Xu Bings Installation „Cultural Animal“. Im offenen Präfix *trans-* sieht Chen die Möglichkeit, die Komplexität von Genderdefinitionen zwischen menschlich festgelegten Gendersystemen und einem *gendering* von Tieren zu untersuchen (vgl. 137).

Im dritten Teil des Buches zeigt uns Chen schließlich, dass wir mit der affektiven Macht vermeintlich ‚toter‘ Materie rechnen müssen. Dabei werden beispielhaft die Metalle Blei und Quecksilber durch die Linse der *animacy* untersucht. Der Bleidiskurs stellt dabei ein Muster für die Rassisierung von Materie dar. 2007 herrschte in den USA eine regelrechte Panik, als tausende Spielzeuge wegen überhöhten Bleigehalts zurückgerufen werden mussten. Diese wurden in Billigproduktion in China hergestellt und, wie Chen überzeugend darstellt, als chinesisches Blei rassisiert. Das scheinbar ‚tote‘ Blei ist hier also belebt und fähig, Affekte in Form von Ängsten um die porösen Grenzen von sowohl Nationen als auch weißen, amerikanischen Kinderkörpern zu mobilisieren. Mediale Diskurse um das Narrativ des chinesischen Bleis greifen auf typische *racial codes* zurück und verschleiern so die Rolle von transnationalem Kapital.

Die letzte Sektion des Buches sticht durch Chens Erzählung von eigenen Erfahrungen als eine auf Schwermetalle und Toxine besonders empfindlich reagierende Person hervor. Gekleidet in „*racial skin and chemical mask*“ (200), nimmt Chen die Toxizität des eigenen Körpers zum Anlass von Überlegungen, inwiefern Umweltkrankheiten Formen von Sozialität neu inszenieren und Toxine eine *queere* Produktivität aufweisen.

Animacies leistet einen entscheidenden Impuls für sowohl die *Queer-* als auch die *Affect Studies* und wurde in diesem Sinne 2014 mit dem Alan Bray Memorial Book Award des GL/Q Caucus der Modern Language Association (MLA) ausgezeichnet. Auch in der Kunstszenen ist Chens Forschung positiv aufgenommen worden. So konnte das Konzept der Toxizität Grenzen von Kunst und Wissenschaft überwinden. Pauline Boudry's und Renate Lorenz' Kurzfilm „Toxic“ (2012) stellt eine stark rezipierte und kreative Auseinandersetzung mit *Affect Theory* dar. Der Film thematisiert unterschiedliche toxische Diskurse um die Affektivität rassistisch aufgeladener Substanzen, poröse Grenzen von Körpern und Möglichkeiten *queerer* Sozialität.

Zentral für die jungen *Affect Studies* ist, dass Chen mit der Dekonstruktion der *animacy hierarchy* eine kritische Linse zur Überwindung von hierarchischen Dichotomien liefert. Im Sinne des *new materialism* wird aufgezeigt, wie affektive Handlungsfähigkeit nicht nur Menschen zukommt. So sind Affekte nicht länger an ein bestimmtes Subjekt gebunden, sondern entstammen multiplen Körpern, nicht-menschlichen Tieren und Dingen. Anhand von Beispielen wie der toxischen Narrative um chinesisches Blei demonstriert Chen, dass Materie Objekt des Transfers rassisierter, kolonialistischer und kapitalistischer Affekte sein kann.

Alles in allem legt Chen hier ein äußerst anspruchsvolles und gelungenes Projekt vor. Die besondere Stärke der Belebtheit als theoretischem Werkzeug liegt darin, durch einen Dialog zwischen *Queer Theory*, *Animal Studies* und *Disability Studies* deren Tendenzen zu blinden Flecken in Hinblick auf Rassismus, Ableismus und Speziesismus zu verhindern. Mit *Animacies* liefert Chen eine starke Vorlage für eine „rudely feral transdisciplinarity“ (234), welche, so bleibt zu hoffen, künftig von mehr Wissenschaftler_innen aufgegriffen wird.

Autor_innen

Sara Ahmed ist Professorin für Race and Cultural Studies und Leiterin des Centre for Feminist Research an der Universität London/Goldsmiths. Sie studierte Englisch und Geschichte an der Universität Adelaide in Australien, promovierte am Centre for Critical and Cultural Theory der Cardiff University und arbeitete am Centre for Women's Studies der Universität Lancaster, bevor sie 2004 an das Department of Media and Communications des Goldsmith College wechselte.

Doris Allhutter, Dr., Institut für Technikfolgen-Abschätzung, Öst. Akademie der Wissenschaften: Wissenschafts- und Technikforscherin, Elise-Richter Senior Postdoc. Forschungsfelder: Software-Entwicklung als soziotechnischer Prozess, Ideologien und Hegemonien in Arbeitsprozessen, materiell-diskursive Theorieansätze, kollektive Erinnerungen in Alltags- und Arbeitspraktiken, digitale Pornografie, elektronische Beteiligung von Bürger_innen.

Christa Binswanger, Dr., ist ständige Dozentin und Leiterin des Fachbereichs für Gender und Diversity an der Universität St. Gallen. Sie ist außerdem Habilitandin der Universität Basel zu „Sexuellen Scripts als Palimpsest: Sexualität und Geschlecht in literarischen Erzähltexten und zeitgenössischen theoretischen Debatten“. Forschungsschwerpunkte: Gender, Intersektionalität, Sexuelle Scripts, Intimität, Affekte.

Ursula Degener, Dr., ist Akademische Mitarbeiterin im Projekt „Beratungsnetz“ an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und freie Politikwissenschaftlerin. Zuvor war sie am Seminar für Wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg und im Fachgebiet Politikwissenschaftliche Komparatistik der Universität Kassel beschäftigt. Forschungsinteressen: Feministische Politische Philosophie, Demokratie, Bürgerschaft und politische Partizipation sowie vergleichende Sozialpolitik und soziale Gerechtigkeit.

Benno Gammerl, Dr., ist Historiker und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsbereich Geschichte der Gefühle am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Dort arbeitet er an seinem Forschungsprojekt „anders fühlen. Homosexualität und Gefühlsleben auf dem westdeutschen Land (1960-1990)“. 2008 promovierte er an der Freien Universität Berlin mit einer Dissertation über Staatsbürgerschaft in imperialen Kontexten. Zu seinen methodischen und theoretischen Interessenschwerpunkten zählen die *oral history*, die vergleichende, transnationale und postkoloniale Geschichte, die Historiografie der Emotionen sowie gender- und queer-theoretische Ansätze.

Rubina Haider, M.A., studierte Englische Philologie und Germanistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Master-Abschluss der Amerikanistik an der Universität Hamburg mit einer Arbeit zu Repräsentationen von Gender und Wahnsinn. Seit 2012 Studium der Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Zur Zeit Teaching Assistant für den Schwerpunkt *Culture & History* am University College Freiburg. Interessenschwerpunkte:

Gender-Theorien und *Queer of Color Critique, Visual Culture, Cultural Studies, diaspora narratives*, zeitgenössische amerikanische Literatur.

Roswitha Hofmann, Dr., uebergrenzendenken/WU Wien: Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlerin, Universitätslektorin und wissenschaftliche Beraterin. Forschungsfelder: Organisationsbezogene Diversitäts- und Intersektionalitätsforschung, insbesondere im Bereich Geschlecht und Sexualitäten, queer-feministische Wissenschafts- und Technikforschung, sozial-ökologische Forschung unter queerer Perspektive.

Otto Penz, Dr., Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und lehrt Soziologie an der Universität Wien und WU Wien. Er war von 2000-12 Adjunct Associate Professor an der University of Calgary. Forschungsschwerpunkte: Soziologie des Körpers, der Schönheit und der Emotionen, Arbeitssoziologie, Politische Soziologie.

Birgit Sauer, Dr., Politikwissenschaftlerin, ist Universitätsprofessorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Sie war Sprecherin des GiK (GenderInitiativKolleg) an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Gender und Governance/Critical Governance-Studies, Staats-, Demokratie- und Institutionentheorien.

Anna Schreiner, Dipl. Psych., studiert im Masterstudiengang Gender Studies der Universität Freiburg. Sie befasst sich u.a. mit gendersensibler Didaktik, Pädagogik und Psychologie.

Sebastian Winter, Dr., Studium der Sozialpsychologie, Soziologie und Geschichte sowie des Studienschwerpunktes Gender Studies an der Leibniz Universität Hannover, 2006-2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der LUH, Lehraufträge an der Hochschule Hannover und der International Psychoanalytic University Berlin, seit 2011 Lehrkraft f.b.A. an der Universität Bielefeld, Mitglied im Koordinationskreis der „AG Politische Psychologie“ und in der „Forschungswerkstatt Tiefenhermeneutik“. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte des Nationalsozialismus, Geschlechtertheoretische Sozialisationsforschung, Psychoanalytische Sozialpsychologie von Gemeinschafts- und Feindbildungsprozessen.

Sigrid Schmitz, Prof. Dr., ist Professorin für Gender Studies an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Wien. Als habilitierte Biologin arbeitete sie seit Mitte der 1980er Jahre in den Feminist Science and Technology Studies an den Universitäten Marburg, Freiburg und Wien. Zusammen mit Britta Schinzel leitete sie von 2002-2009 als Hochschuldozentin an der Universität Freiburg das Kompetenzforum Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaft [gin].

Volker Woltersdorff alias Lore Logorrhöe, Dr. phil., Kulturwissenschaftler und Queertheoretiker, studierte in München, Pisa und Paris deutsche, französische und italienische Literaturwissenschaft. Von 1999 bis 2010 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin und Mitglied des Sonderforschungsbereiches 447 „Kulturen des Performativen“. 2004 promovierte er zu „Coming-out. Inszenierungen schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung“. Von 2011 bis 2013 war er Fellow am Institute for Cultural Inquiry ICI Berlin. Zurzeit ist er Affiliated Fellow am ICI und Lehrbeauftragter der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Arbeitsschwerpunkte: Theorien von Geschlecht, Sexualität und Herrschaft, Sadomasochismus, subkulturelle Ästhetiken und die intersektionale Analyse von Heteronormativität und Kapitalismus.

Andrea Zimmermann, Dr. des., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Dort leitet sie gemeinsam mit Prof. Dr. Andrea Maihofer das Graduiertenkolleg Gender Studies „Geschlechterverhältnisse – Normalisierung und Transformation“. Sie hat an der Universität Zürich zur Kritik der Geschlechterordnung in zeitgenössischen Theatertexten promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind feministische Kritik, Theorien der Mimesis, Performativität, Theater und Affect Studies.

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Jg. 20, H. 2 Affect Studies – Politik der Gefühle (126 Seiten), 19,90 €

Jg. 20, H. 1 Bildung – Erziehung – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €

Jg. 19, H. 2 Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht (140 Seiten), 19,90 €

Jg. 19, H. 1 (119 Seiten), 19,90 €

Jg. 18, H. 1 Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis: 19,90 Euro

Privat print Abo: 36,00 Euro

Privat print + online Abo: 46,00 Euro

Studierende print Abo: 29,90 Euro

Studierende print + online Abo: 36,00 Euro

Institutionen print Abo: 36,00 Euro

Institutionen print + online Abo: 69,00 Euro

Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland

Download Einzelbeitrag: 4,00 Euro

Manuskripte:

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* finden Sie auf unseren Netzseiten unter <http://www.fzg.uni-freiburg.de/autorinneninfos>.

Kontakt:

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,
D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876

fzg@zag.uni-freiburg.de

<http://www.fzg.uni-freiburg.de>

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 20/2

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- 25 **Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)**
- 24 **Feminisms Revisited (468 Seiten)**
- 23 **Geschlechter – Bewegungen – Sport (vergriffen)**
- 22 **Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)**
- 21 **Männer und Geschlecht (501 Seiten)**
- 20 **Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)**
- 19 **Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)**
- 18 **Elternschaft (375 Seiten)**
- 17 ***Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten)**
- 16 **Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)**
- 15 **Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)**
- 14 ***Screening Gender – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm* (347 Seiten)**
- 13 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten)**
- 12 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)**
- 11 **Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten)**
- 1/00 **Beziehungen (310 Seiten)**
- 2/99 **Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten)**
- 1/99 ***Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)**
- 2/98 **Utopie und Gegenwart (237 Seiten)**
- 1/98 **Frauen und Mythos (302 Seiten)**

Fortsetzung Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- 1/97 Frauen und Körper (130 Seiten)**
- 2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)**
- 1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)**
- 2/95 Frauenräume (168 Seiten)**
- 1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)**